

## ANNÄHERUNG AN GRUNDBEGRIFFE

von *Dietrich Harth*

Die Grundbegriffe einer wissenschaftlichen Disziplin gehören zu ihrem Nötigsten. Alles spricht dafür, sie mit Methode einzuführen und zu gebrauchen, wie das die Logiker fordern. Mit deren Überlegungen wollen und können die hier zusammengestellten Erläuterungen nicht konkurrieren. In der Literaturwissenschaft wachsen die Begriffe oft wild aus Traditionen heraus und aus andern Disziplinen herüber. Diesen Wildwuchs kahl zu schlagen, liegt nicht in der Kompetenz des Verfassers. Und zeigen sich nicht in den begrifflichen Bizarrerien die sehr allgemein als vorwissenschaftliche Interessen verstandenen Voraussetzungen dieser oder jener Position?<sup>1</sup> Erläuterungen und Demonstrationen wollen hier andeuten, was einzelne Begriffe leisten, *wie* sie bereits methodisch verwendet werden. Eine *Begriffskritik* wäre im Anschluß daran erst aufzubauen.

Vor einem Mißverständnis ist noch zu warnen. Der Beitrag enthält keine Rezepte. Die Hauptregeln der Textexplikation sind relativ einfach. Sie kamen mit der Historisierung der Literatur im 18. Jahrhundert auf. Schon Herder forderte vom „guten Erklärer“, daß er die „Vorwelt“, die „Zeit“ und die „Nachwelt“ seines Autors zu studieren habe. Wir formulieren das heute anders und verschieben die Schwerpunkte auf Text und Struktur: die synchronische Analyse untersucht den Text in seinen Beziehungen zu andern zeitgenössischen Texten und Strukturen; den Wandel der so ermittelten Systeme, die an die Stelle des Ganzen treten, das früher „Welt“ hieß, soll das diachronische Verfahren darstellen. Aber darauf können die folgenden Ausführungen nicht näher eingehen. Sie verstehen sich nicht als präskriptive Sätze, sondern versuchen das aufzuhellen, was geschehen ist und was geschieht, wenn man Texte nach diesem oder jenem Modus analysiert und expliziert. Wenn das Ganze mit einer *Heuristik* endet, so mag daraus auch auf die Intention der andern Aussagen geschlossen werden.

## 1 Hinweise aus der Kommunikationsforschung

Sprechen wie Handeln beruht stets auf zweiseitigen Beziehungen. In der normalsprachlichen Situation, d. h. in der Sphäre des alltäglichen Umgangs, sind Sprechen und Handeln so miteinander verschränkt, daß man sie unter dem Begriff der *Sprachpraxis* zusammenfaßt. Gleichwohl sind sie nicht miteinander identisch. Die noch relativ junge Kommunikationsforschung sucht die Differenzen methodisch zu objektivieren und zugleich die Bedingungen zu beschreiben, unter denen alle Formen des aktuellen Sprachgebrauchs zustandekommen. Zu diesen Formen gehören nicht nur gesprochene, sondern auch geschriebene Mitteilungen, so daß die Literaturwissenschaft mit gewissem Recht die Hilfe der Kommunikationsforschung in Anspruch nimmt. Von Mitteilung kann aber, wie sogleich anzumerken ist, nur in einem differenzierten Sinne die Rede sein, da der Begriff der Kommunikation nicht nur die Übermittlung von Informationen umfaßt, sondern alle Formen sprachlicher Verständigung. Mit dem Hinweis auf *Verständigung* erweitern wir daher den Bedeutungsumfang des Kommunikationsbegriffs um die Dimension der *Intersubjektivität*, um jene Zweiseitigkeit der Ich-Du-Beziehung, auf der die Möglichkeit des Miteinanderredens und des sinnerfüllten Handelns beruht. Darüber hinaus weist der Begriff der Verständigung bzw. des Sich-Verständigens auf jenen Zweck kommunikativen Handelns hin, der nicht nur an bestimmte technische Voraussetzungen gebunden ist, sondern auch an eine ethische Norm. Denn das Ziel, bestimmten Sachverhalten einen von den Kommunikationspartnern anerkannten Sinn zu geben, hängt auch davon ab, daß die Partner bereit sind, sich aufrichtig zu verständigen, bewußte Täuschung und Lüge zu unterlassen.

Auf einer elementaren Ebene wird man zunächst zu fragen haben, wie denn der Vorgang des Miteinanderredens methodisch beschrieben werden kann. Nun, eine behavioristisch orientierte Kommunikationsforschung hat dafür ein Modell entworfen, nach dem zwischen Sender, Zeichen und Empfänger unterschieden wird. Der Sender wählt nach dieser Auffassung aus einem gegebenen Zeichenrepertoire eine bestimmte Menge aus, die er nach Regeln geordnet (codiert) über einen sogenannten Kanal (gesprochene Sprache, Schrift, elektronische Medien) an den Empfänger übermittelt. Der Empfänger muß, um die Mitteilung entziffern (decodieren) zu können, über den gleichen Zeichenvorrat und über ein identisches Regelprinzip (Code) verfügen. Auf

ihn wirkt der akustische oder optische Reiz, den die gesendete Zeichenkette auslöst, wie ein Signal, das ihn zur Reaktion des Decodierens veranlaßt. Ein solches Reiz-Reaktions-Schema hat indessen nur einen begrenzten heuristischen Wert, da es wichtige Komponenten ausklammert und zudem einem mechanistischen Mißverständnis des Sprachgebrauchs Vorschub leistet. Schließlich beruht die Annahme eines identischen Codes auf einer ebenso abstrakten Verkürzung der empirischen Bedingungen wie die Konstruktion des Reiz-Reaktions-Schemas. Wird Kommunikation hingegen verstanden als sprachlicher Akt, zweiseitige Beziehungen herzustellen, in deren Rahmen die Modi der Verständigung bestimmt und die pragmatische Funktion der Rede an den Sinnintentionen überprüft werden, so muß die Struktur des Miteinanderredens und Handelns unter anderen Gesichtspunkten aufgegliedert werden. Im folgenden wird im Anschluß an neuere Auskünfte der Kommunikationsforschung zwischen drei Gesichtspunkten unterschieden, zwischen dem (1) funktionalen, (2) dem sozialen und (3) dem theoretischen Aspekt.

(1) Alle Formen der Redeverwendung lassen sich nach mehreren funktional aufeinander bezogenen Ebenen beschreiben, von denen hier nur ein grobes Bild gegeben werden kann. So ist jedes Sprechereignis eingebettet in eine *Situation*, die nicht nur *raum-zeitlich* definiert ist, sondern auch durch jene Interaktionssysteme (Institutionen), die einen relativ beständigen Rahmen kommunikativen Handelns bilden. Betrachten wir zunächst die raum-zeitlichen Komponenten, so lassen sich am Sprachgebrauch selber gewisse symbolische und linguistische Merkmale aufzeigen, die den Wahrnehmungsbereich einer kommunikativen Situation strukturieren: situationsabhängige Ausdrücke – Artikel, Pronomina, Demonstrativa –, die auf unmittelbar gegebene Wahrnehmungen und Handlungen bezogen sind, und situationsunabhängige Elemente – Eigennamen, explizite Einführung von Bezugsgegenständen, unbestimmter Artikel –, die bestimmte Sachverhalte gleichsam in das jeweilige Sprechereignis hereinholen. Z. B. ist der Satz „*der* hat *das* gemacht“ nur verständlich, wenn der Angesprochene in der Situation steht, in der diese Äußerung hervorgebracht wird und die Hinweisgesten, die der Sprecher mit den bestimmten Artikeln verbindet, auf diese (anwesende) Person und auf jenen (gegenwärtigen) Sachverhalt hindeuten. In diesem Fall ist das sogenannte durch die Partikel Hier-Jetzt-Ich konstituierte Zeigfeld<sup>2</sup>, in dem jede sprachliche Äußerung lokalisiert ist, empirisch überprüfbar. In mündlichen wie schriftlichen Berichten über Ereignisse, die nicht gegenwärtig sind, fallen die expressiven Hinweise

fort und müssen, um das Zeigfeld und mit ihm die *Rolle* und *Situation* der Sprecher/Hörer quasi sichtbar aufzubauen, mittels sprachlicher Ausdrücke repräsentiert werden, wie das im folgenden Beispiel mit ziemlicher Genauigkeit geschieht:

Berlin-Magdeburg. 6. November 1918. Mittwoch  
Früh um acht telephonierte mich Hatzfeld an ...  
(Harry Graf Kessler, Tagebücher 1918-1937)

In den literarischen Produkten der Phantasie wird mit diesen beiden Möglichkeiten gern *gespielt*. Vergewärtigen wir uns vorgreifend einige Beispiele aus der Erzählliteratur:

Eduard – so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter – Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilmitttags zugebracht, um frisch erhaltene Pflanzfreier auf junge Stämme zu bringen.  
(J. W. v. Goethe, Die Wahlverwandtschaften)

Diese Romaneröffnung enthält eine reiche Skala von Bestimmungen, die eine der Hauptfiguren betreffen. Ihr sozialer Stand (Landadel) und ihre altersbiologische Verfassung werden in einem Satz zusammengefaßt mit einer für sie charakteristischen und durch Orts- und Zeitangaben präzisierten Handlung: Die Figur wird auf diese Weise als fiktives Subjekt im Text präsent. Dabei verleihen die Kennzeichnungen – „reichen“, „besten“, „schönste“ – dem Subjekt und der Situation eine exklusive, über das Alltägliche erhabene Aura. Auch belehrt die Erzählerparenthese („so nennen wir“) den Leser, daß die geschilderte Situation und die in ihr handelnden Figuren einem *arbiträren Akt* des Schreibens entspringen.

Berühmt sind ferner jene Romananfänge des 19. Jahrhunderts, die durch die entschiedene Zurückhaltung des Erzählers und genaue Zeit- und Ortsbestimmungen die Illusion einer historisch nachprüfbaren Situation zu erzeugen wünschen. Zum Beispiel:

Le 15 septembre 1840, vers six heures du matin, la Ville-de Montereau, près de partir, fumait à gros tourbillons devant le quai Saint-Bernard. (...) Un jeune homme de dix-huit ans ...  
(G. Flaubert, L'éducation sentimentale)

Hier wird der Leser nicht mehr mittels kommentierender Einschaltung des Erzählers darauf hingewiesen, daß sich im Text in Wahrheit zwei Situationen überschneiden: die historisch-realistische des authen-

tischen Erzählers und die fingierte des Romangeschehens. – Neuere Romane hingegen, die die fiktionale Schreibweise und ineins damit die *Situation poetischen Imaginierens* zu ihrem problematischen Gegenstand machen, reduzieren folgerichtig die situationsaufbauenden Hinweise und spielen mit den Masken des Erzählers wie der erzählten (fiktiven) Subjekte:

Je suis seul ici, maintenant, bien à l'abri.  
Dehors il pleut...  
(A. Robbe-Grillet, Dans le labyrinthe)

Der Text verweist auf ein unbestimmtes *Ich und Jetzt* und auf ein vages *Drinne und Draußen*, das, so scheint es, im folgenden Beispiel vollends durch einen radikalen Rückzug von der gegebenen Wahrnehmungswirklichkeit und den sie konstituierenden Raum/Zeit-Kategorien aufgehoben wird:

Wo nun? Wann nun? Wer nun? Ohne es mich zu fragen.  
Ich sagen. Ohne es zu glauben. So was Fragen, Hypothesen nennen.  
(S. Beckett, Der Namenlose)

Indem das erzählende Ich sich selber in allen seinen Dimensionen in Frage stellt (*wo? wann? wer?*), wird nicht nur die Situation schlechthin in Zweifel gezogen, sondern auch der illokutionäre Akt des Erzählens wie der des Fragens, Sagens und Nennens. Daraus entsteht der müde und zerrissene Monolog eines Ich, das sich, wie die weitere Lektüre zeigt, in sich selbst – im „Schädel“ – befindet, unfähig etwas anderes als nur dieses Selbst zu denken, zu fühlen und zu benennen. In gewissem Sinne kreisen die Sätze dieses Textes alle um das Problem, zwischen dem negativ bestimmten monologisierenden Subjekt und den von ihm rudimentär wahrgenommenen temporalen und räumlichen Bezügen jene Vermittlung herzustellen, die den Aufbau einer durch die genannten Bezüge konstituierten Situation gestattet. Dem Leser wird bewußt, daß die konventionellen Regeln des ‚realistischen‘ Erzählens, die von der Sicherheit der eingeschliffenen Erfahrungen des Raumes und der Zeit ausgingen, ihre Geltung eingebüßt haben. Wir kommen später auf die eigentümlichen Fragen zurück, die sich daraus für die literarische Kommunikation ergeben.

Die Sprechereignisse, von denen oben die Rede war, lassen sich nach Gattungen aufgliedern, für die bestimmte Normen des Sprachgebrauchs Geltung besitzen. *Unterhaltung, Gespräch, Dialog, small talk, Rede,*

*Predigt, Reportage* usw. bezeichnen solche Sprechereignisse, die z. T. nur durch Nuancen voneinander unterschieden sind. Gattungen der genannten Art setzen, um identifizierbar zu sein, die Wiederholung formaler Merkmale voraus, wie sie etwa auch in der Formgeschichte schriftlicher Arten des Sprachgebrauchs (Literatur) beschrieben werden. Die kleinste Einheit der sprachlichen Kommunikation im nicht-grammatischen Sinne hat Searle als *Sprechakt* bezeichnet.<sup>3</sup> Im Vollzug eines Sprechaktes werden, wenn er vollständig und verständlich sein soll, stets drei Funktionen aktualisiert: es werden (a) Wörter und Sätze geäußert, (b) der Bezug zu Objekten hergestellt (Referenz) und bestimmte Kennzeichnungen gegeben (Prädikation) sowie (c) grammatisch vollständige Sätze geäußert (behauptet, argumentiert, befohlen, gefragt, festgestellt... = *illokutionäre Akte*). Mit diesen Bestimmungen wird nichts anderes ausgesagt, als daß in allen kommunikativen Sprechakten die Wörter in bestimmten *Kontexten*, unter bestimmten äußeren *Bedingungen* und mit bestimmten *Intentionen* hervorgebracht werden. Erscheint schon hier die kommunikative Interaktion als ein sehr verzweigtes Phänomen, so wird sie noch komplexer, sobald man die Kompetenz der Redeteilnehmer, ihre emotionalen Regungen, taktischen Interessen, rollenspezifischen Attitüden usw. zu berücksichtigen sucht, Faktoren, die je nach Kommunikationssystem stärker oder schwächer ins Gewicht fallen.

(2) Unter soziolinguistischen Aspekten hat vor allem Basil Bernstein die Probleme der schichtspezifischen Sprachunterschiede behandelt und darauf aufmerksam gemacht, daß je verschiedene soziale Beziehungen auch verschiedene Kommunikationssysteme hervorbringen.<sup>4</sup> Sein Argument bedenkt den Zusammenhang zwischen Sozialisation und Spracherwerb. Soziale Rollen werden in kommunikativen Prozessen gelernt, so daß mit Recht die Fähigkeit zum gelungenen Rollenhandeln mit der Beherrschung eines bestimmten *Codes*, eines die Auswahl und Organisation der Wörter und Sätze regulierenden Prinzips, zusammengebracht werden kann. Es ist gerade für die Rezeption literarischer Produkte von einiger Bedeutung, daß von den beiden Codes, die Bernstein beschrieben hat, der *restringierte*, für die Kommunikation der Unterschichten geltende Code relativ „geschlossene“ Kommunikationsformen und auf Gruppensolidarität angewiesene Rollenspiele begünstigt. In diesen „geschlossenen“ Systemen scheint jene Anerkennung der Rolle des andern und jener bewußte Rollentausch weniger zu gelingen, der auch für bestimmte Formen der literarischen Kommunikation konstitutiv ist. Die Intersubjektivität, die auf der verstehenden Anerken-

nung der fremden Identität ebenso beruht, wie auf der Fähigkeit, sich die eigene Rolle reflektierend vor Augen zu halten, gibt schließlich den Grund ab für solche spielerischen Bearbeitungen fiktiver Rollen, wie sie etwa in der Romanliteratur virtuos gehandhabt werden. Eine Intersubjektivität indessen, die auf affektiven, kaum verbalisierten Beziehungen beruht – und das ist der Fall, wenn nicht-sprachliche Ausdrucksformen (Gesten, Handlungen usw.) zu den wesentlichen Kriterien „geschlossener“ Kommunikationssysteme gehören –, setzt dem Verständnis sprachlich artikulierter Rollenmuster, die nicht der eigenen kommunikativen Kompetenz angemessen sind, enge Grenzen.

Man hat darauf hingewiesen, daß z. B. der Sprache der Arbeiter eine soziale Topik zugrunde liegt, die zwar der raschen, meist defensiven Interessensolidarisierung dient, aber ein vorurteilsloses, rational geplantes Handeln stark behindert. Die veröffentlichten Texte aus den Werkkreisen *Literatur der Arbeitswelt* enthalten zahlreiche Belege für die stereotype Metaphorisierung der Sozial- und Berufsstruktur, deren schwer durchschaubares Gefüge mit Hilfe klischeehafter, häufig affektiv besetzter Wendungen vereinfacht wird. Durch das Studium der empirischen Sprachunterschiede mag deutlich werden, daß die *Grenzen des Verstehens* soziologisch zu erklären sind und daß mit Hilfe kommunikationswissenschaftlicher Einsichten jenes Mißverständnis vermieden werden kann, nach dem die Fähigkeit zur literarischen Kommunikation allein durch den Umgang mit den literarischen Produkten selber – ganz gleich welcher sprachlichen Komplexitätsstufe sie angehören – zu verbessern sei. Hierin liegt – nebenbei bemerkt – auch ein Erklärungsgrund dafür, daß die Mitglieder bestimmter sozialer Gruppen mit ausgeprägtem Kommunikationssystem stets nur zu der Literatur greifen, von der sie eine Bestätigung ihrer im Sozialisationsprozeß ausgebildeten Normvorstellungen und Interpretationsmuster erwarten können.

Zum Begriff der *Intersubjektivität* sei nachträglich angemerkt, daß er den Schlüssel zur Einsicht in die Dialektik von Verständigungsprozessen liefert. Denn er macht sowohl die wechselseitige Anerkennung der Rollenidentitäten der Kommunikationspartner kenntlich, als auch die Anerkennung und Geltung der Sinnhaftigkeit kommunikativen Handelns, in dessen Verlauf sich Einzelstandpunkte und Gegensätze herausbilden. Nicht einmal im Akt des Schreibens, der doch in so auffälliger Weise sich von den aktuellen Sprechereignissen unterscheidet, wird die Ebene der Intersubjektivität je ganz verlassen. Wie monologisch auch immer der Autor seinem eigenen Selbstverständnis nach

schreiben mag, er bedient sich eines „imaginären Partners“ (Nathalie Sarraute), demgegenüber er die Rolle des ‚Berichterstatters‘, des ‚Erzählers‘, des ‚Beobachters‘ etc. spielen kann.

(3) Bevor die besonderen Bedingungen wissenschaftlicher und literarischer Kommunikation erörtert werden, soll zunächst jener theoretische Aspekt diskutiert werden, der mit dem Terminus *Sinn* in engem Zusammenhang steht. Wir folgen hier der Unterscheidung, die Habermas in einigen kommunikationstheoretischen Überlegungen vorgeschlagen hat.<sup>5</sup> Danach läßt sich der Zusammenhang zwischen Erfahrung und Sprache auf zwei Ebenen darstellen. Als *sensorische* ist Erfahrung auf den Objektbereich bewegter Körper bezogen, der sprachlich durch solche Grundbegriffe geordnet und verfügbar gemacht wird, die den Charakter *kognitiver Schemata* besitzen. Das heißt: der Gegenstand verhält sich nicht kooperativ, so daß die ‚Verlässlichkeit‘, die benötigt wird, um ihn bearbeiten zu können, durch objektive Verfahren der Beobachtung und Messung sichergestellt werden muß. Solche Verfahren fixieren schematisch die konstanten, regelmäßig wiederkehrenden Zustände physikalischer Prozesse und Erscheinungen. Uns interessiert hier freilich vor allem die von Habermas als *kommunikative* apostrophierte Ebene der Erfahrung. Sie ist auf sprachliche Äußerungen über Erfahrungen mit empirischen Gegenständen ebenso bezogen wie auf solche *diskursiven* Kommunikationsformen, in denen – wie hier – das Sprechen über Sprache das Thema bildet. Kommunikative Erfahrung hat zum Objektbereich sprechende und handelnde Subjekte, und ihre Grundbegriffe setzen sich aus *semantischen Kategorien* zusammen. Eine dieser Kategorien bezeichnet der Terminus *Sinn*, der umgangssprachlich häufig als Synonym von Bedeutung gebraucht wird. In die Sprache der Theorie wird er eingeführt, indem er in Abgrenzung von dem engeren Bedeutungsbegriff auf komplexe Handlungszusammenhänge hinweist, die die Handelnden selber als einen begrenzten Erfahrungsbereich begreifen und bewerten. Als kommunikatives ist dieses Handeln nicht an invarianten Werten und Gesetzen orientiert, sondern an den Interessen, Haltungen und Überzeugungen der interagierenden Subjekte, die sich in Meinungen, Argumenten, Urteilen, Behauptungen usf. äußern. In der aktuellen kommunikativen Situation wird dabei stets angenommen, daß es für diese oder jene Äußerung/Handlung einen Grund geben muß, von dessen *Sinn* es abhängt, ob die Verständigung gelingt oder nicht. Denn in dem Fall, in dem dieser Grund von einem der an der Kommunikation teilnehmenden Partner nicht verstanden bzw. nicht eingesehen wird, stellt er die *Sinnfrage*, auf die der Ange-



sprochene mit einer Begründung oder Auslegung seiner Absicht antworten wird, erkennt er Verlässlichkeit und Glaubwürdigkeit als übergeordnete Normen an. Hierbei wird immer schon die triviale Voraussetzung gemacht, daß die Lexikon-Bedeutung der von den interagierenden Sprachteilnehmern gebrauchten Wörter bekannt ist, daß die Beteiligten, wie man sagt, „die gleiche Sprache sprechen“. Bei strittigem Wortgebrauch genügt normalerweise eine terminologische Debatte, in deren Verlauf die Regel der Bedeutungsverwendung eingeführt, erneuert oder bestätigt wird. Anders im hier erörterten Fall, bei dem es um die Gründe geht, die der Sprechende und Handelnde in seinen Äußerungen nicht in der Weise zu erkennen gibt, daß die Kommunikationsteilnehmer sie als sinnvolle anerkennen können. Die Absichten (Intentionen) bleiben dunkel, müssen aber aufgeklärt werden, wenn die Kommunikation nicht abbrechen soll. Eine Diskussion über die Beweggründe, über die zu befolgenden Normen und Geltungsansprüche, in deren Verlauf die Teilnehmer sich intentional einander mitteilen, wird in der Regel dazu dienen müssen, die gestörte Intersubjektivität und d. h. auch die erwartbaren Rollenattitüden sicherzustellen. Habermas schlägt vor, diesen Übergang von der Rede als kommunikativem Handeln zur Rede als *Diskurs* darzustellen, da in Diskursen eine metakommunikative Ebene beschritten, m. a. W. der *Sinn von Sätzen* zum Gegenstand gemacht wird.

Unter dieser Voraussetzung kann man sagen, daß wir uns auch über unsere Erfahrungen mit empirischen Gegenständen verständigen, indem wir uns über den *Sinn von Sätzen* verständigen. Kommunikation, soll sie gelingen, ist mithin auf die Bedingung gleichzeitiger Metakommunikation angewiesen. Damit ist nichts anderes gesagt, als daß die Teilnehmer einer kommunikativen Interaktion sich auf die Voraussetzungen zurückbesinnen, unter denen ihr Miteinanderreden und -handeln sich vollzieht: sie nehmen eine *reflexive* Haltung ein, die freilich im gemeinsamen Diskurs dialogisch expliziert wird. Die Form potenziierter Kommunikation schließt – darauf soll hiermit aufmerksam gemacht werden – stets Reflexion mit ein. Der Zwang zu handeln, wird durch sie vorübergehend aufgehoben.

## 2 Begriffsfunktionen

Die bis hierher erörterten Aspekte der Kommunikation lassen sich konkreter darstellen, wenn wir bestimmte Situationen des alltäglichen und des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs uns vor Augen führen. Wir halten zunächst noch einmal fest, daß zu den wichtigsten Strukturmerkmalen des kommunikativen Interagierens Sprechsituation, Sprechereignis und Sprechakt gehören, und daß die Kategorie der Inter-subjektivität für die wechselseitige Anerkennung der sozialen Rollen und der von den Kommunikationspartnern geteilten Handlungs- und Sprachmuster einsteht. Die Beherrschung von Sprachregeln setzt dabei voraus, daß der Sprecher weiß, unter welchen Bedingungen linguistische Zeichen und Sachverhalte einander zugeordnet werden. Er hat ja die Bedeutung der Wörter und Sätze auf eben diese Weise gelernt: in konkreten Situationen, in denen jemand auf einen Gegenstand hinweist und eine bestimmt strukturierte Lautfolge dazu äußerte. Diese Lernsituation, die hier nur im formalen Sinne einer ostensiven Definition angedeutet wurde, wird gern an der terminologischen Verbindung von *Zeichen*, *Regel* und *Bedeutung* erläutert. Wir gehen hier davon aus, daß der Begriff des Zeichens stets den der Bedeutung mit einschließt, da ein jeder Gegenstand, der als Zeichen verstanden wird, interpretiert werden muß. Die folgende Begriffsbestimmung berücksichtigt diese Komplexität und darüber hinaus auch die pragmatische Komponente der Zeichenverwendung:

Jeder materielle Gegenstand bzw. seine Merkmale, ebenso wie jedes materielle Ereignis werden zum Zeichen, wenn sie im Prozeß der zwischenmenschlichen Kommunikation – im Rahmen der von den Gesprächspartnern angenommenen Sprache – zur Mitteilung eines Gedankens über die Wirklichkeit dienen, d. h. über die Außenwelt oder über die Erlebnisse (emotionaler, ästhetischer oder willentlicher Art) eines der beiden Partner.<sup>6</sup>

Das linguistische Zeichen, das uns allein interessiert, einem Sachverhalt zuzuordnen, heißt mithin: es nach einer Regel verwenden, die überliefert ist oder im Sprechakt selbst expliziert wird. Im letzteren Fall wird die Regel erst zu dem, was das Wort kennzeichnet, wenn sie von den Sprachteilnehmern anerkannt wird, wenn sie öffentliche Geltung erlangt. Denn Regeln sind per definitionem an öffentliche Anerkennung, an *intersubjektive* Geltung gebunden. Damit ist eine der Bedingungen der Kommunikation genannt, die unter dem Begriff der *konventionali-*

*sierten Zeichenverwendung* auf jene Übereinkünfte im Sprachgebrauch hinweist, die es gestatten, ein System von Regeln, eine Grammatik, zu rekonstruieren. Die Semiotik (Zeichentheorie) hat den Komplex geregelter Zeichenverwendung nach Aspekten gegliedert, die (a) die Zuordnung von Zeichen zu Zeichen (syntaktischer Aspekt), (b) von Zeichen und Sachverhalten (semantischer Aspekt) und (c) von Zeichen und Handlungsmustern (pragmatischer Aspekt) betreffen. In der natürlichen Kommunikation wirken stets alle drei Zeichenaspekte zusammen.

Im folgenden wollen wir einige Anwendungsmöglichkeiten der bisher diskutierten Unterscheidungen durchspielen und dabei allmählich den Akzent auf jene Fragen verlegen, die mit der kontrollierten Konzeptualisierung, d. h. mit den Funktionen wissenschaftlicher Begriffssprachen zusammenhängen. – Bekannt sind die Schwierigkeiten der Verständigung und des Sich-Verständigens aus der Erfahrung des Fremdsprachenerwerbs. Selbst nach längerem Studium einer anderen Sprache nehmen wir, zum erstenmal mit den fließenden Äußerungen der Einheimischen konfrontiert, diese häufig als eine Folge akustischer Ereignisse wahr, deren Sinn z. T. aus der begleitenden Gestik und Mimik erschlossen wird. Eine sinngemäße Gliederung solcher Lautsequenzen nach Wörtern und Satzplänen gelingt uns erst mit der sicheren Zuordnung von Lautgebilde, Bedeutung und Handlungszusammenhang, so daß mit Recht behauptet werden kann, das Vermögen des Sprachverstehens wachse proportional zur Fähigkeit, die fremdsprachlichen Äußerungen in ihren angemessenen Situationen zu verwenden. Dieser Erfahrungssatz gilt indes nicht allein für den Bereich der Fremdsprachen. Vielmehr stellen sich ähnliche Probleme auch in ein und derselben Sprachgemeinschaft, sobald eine kommunikative Beziehung zwischen den Teilhabern verschiedener Sonder-, Gruppen- oder Fachsprachen hergestellt werden soll. Zwar sind die Gesprächspartner in jedem Fall in der Lage, Lautgebilde als Wörter, Sätze usw. zu differenzieren, doch kann die Bedeutungsverwendung derselben Sprachausdrücke bei den verschiedenen Gesprächsteilnehmern in der Weise variieren, daß das Sich-Verständigen erheblich gestört ist. Hier setzt nun das ein, was man gemeinhin als Interpretation kennzeichnet: Erläuterung und Auslegung des je eigenen Wortgebrauchs. Ein solcher Vorgang ist um so einfacher, je mehr die Bildungsherkunft der einzelnen Gesprächsteilnehmer übereinstimmt; ihre linguistischen Voraussetzungen finden in diesem Fall einen Rückhalt in gemeinsamen Erfahrungen, so daß eine Erinnerung an tradierte Sprach- und Handlungsnormen, die allen bekannt sind, genügen mag, um Mißverständnisse

aufzulösen. Eine andere Möglichkeit, dies zu erreichen, besteht darin, die Bedeutung jener Sprachausdrücke, die strittig sind, durch ein zwischen den Gesprächsteilnehmern herbeigeführtes Einverständnis über die jeweilige Gebrauchsregel aufs Bestimmte festzulegen. Beide Verfahren sind prinzipiell verschieden, so daß wir hier vorschlagen, das zuerst erwähnte *reflexiv*, das andere *normativ* zu nennen. Der Grund dafür ist im folgenden näher zu erläutern.

Zunächst darf als ein hermeneutischer Grundsatz festgehalten werden, daß jedes Verstehen – auch das im Sinne der alltagssprachlichen Verständigung – in dem Maße zunimmt, in dem die Subjekte der Sprachverwendung ähnliche Sozialisationsprozesse hinter sich haben. Wenn sie bei gestörter Verständigung dieser gemeinsamen Voraussetzungen sich erinnern, so ist dies ein reflexiver Vorgang, da sie bewußt jener semantischen Implikationen sich zu vergewissern suchen, die sie einst erlernt und seitdem mehr oder weniger bewußt befolgt haben. Erst die Notwendigkeit, ihren Sprachgebrauch und damit sich selber anderen verständlich zu machen, verweist sie auf vorgängig in ihrer Bildungsgeschichte eingespielte Regeln der Bedeutungsverwendung, auf die bewußten Absichten, auf Gefühle, Vorstellungen und Attitüden, die sie mit bestimmten Äußerungen verbinden. Nicht selten gelingt das mit der Explikation dieser Regeln angestrebte Sich-Verständlichmachen erst dann, wenn der Miß- bzw. Nicht-Verstandene jene Geschichte erzählt, die die besondere Signifikanz des einen oder anderen Sprachausdrucks für ihn eigentlich verschuldet hat. Eine solche Form der Interpretation im Sinne der reflexiven Besinnung auf die Genese strittiger Bedeutungsverwendungen ist nicht auf die ‚reine‘ Intersubjektivität beschränkt, da sie zugleich die Erfahrungen mit Sachverhalten, die der einzelne hinter sich hat, aufdeckt.

Eine normative Klärung des Sprachgebrauchs findet in der hier angenommenen Situation alltagssprachlicher Rede hingegen selten im strengen Sinne statt, da das mit dieser Wendung gekennzeichnete Verfahren methodisch im Bereich wissenschaftlicher Verständigung begründet wurde. Wir sehen hier bereits einen Unterschied zwischen *reflexiver Explikation* und *normativer (Re-)Konstruktion*. Während das interpretierende Verfahren zugleich mit dem Erwerb der Muttersprache eingeübt wird und insofern in der vorwissenschaftlichen Lebenssphäre angelegt ist, hat die normative Einführung definierter Bedeutungsverwendungen im hier erörterten Verstande einen durchaus kunstmäßigen Charakter, der dem vor allem am Modelldenken orientierten wissenschaftlichen Sprachgebrauch angemessen sein mag. Zum Beispiel kann,

wie wir aus der Axiomatik wissen, selbst ein scheinbar ‚sinnloser‘ Satz, wie der, daß alle Geraden, die sich im Unendlichen schneiden, Parallelen sind, zum Baustein eines konsistenten logischen Aussagesystems werden. Die Wahl eines solchen nach umgangssprachlichen Maßstäben ‚sinnlosen‘ Grund-Satzes erweist sich eben unter gegebenen Bedingungen als zweckmäßig, Bedingungen, die mit der Alltagserfahrung nichts zu tun haben, sondern vielmehr allein unter jenem Gesichtspunkt rationaler Zweck-Mittel-Relationen einsichtig werden, der das Tun und Lassen der empirischen und exakten Wissenschaften leitet. Die Entscheidung für die normative Einführung von Termini, eine Einführung, die gerade nicht unbesehen vorgegebene Regeln befolgt, sondern solche erst nach Maßgabe dessen, was ihr als zweckmäßig erscheint, konstruiert, ist daher stets abhängig von Vorentscheidungen über den Sinn des Zweckmäßigen, die von der jeweiligen Forschergemeinschaft im Hinblick auf ihre Erkenntnisziele getroffen werden. So kann z. B. das Wort *Information* in je verschiedenen Fachsprachen auf je andere Weise normiert werden: In der Physik mag es eine meßbare Einheit von Energiemengen bezeichnen, in der Kybernetik den ebenfalls quantifizierbaren Wert sogenannter ‚messages‘, deren Umfang an der maximalen Aufnahmefähigkeit des menschlichen Gehirns sich bemißt, in der Linguistik die Auskunft über die Sprachkompetenz eines bestimmten Sprechers, in der Pädagogik eine besondere Form der Belehrung usf. Jedesmal wird die virtuell vorhandene semantische Weite, die dem Wort kraft Tradition anhaftet, unzweideutig eingegrenzt auf die spezielle Bedeutung, die innerhalb eines bestimmten Bezugssystems für zweckmäßig erachtet wird. Eine solche *semantische Reduktion auf fachsprachliche Bedeutungsverwendung* erleichtert freilich nicht nur die Kommunikation innerhalb der jeweiligen Forschergruppe, sie bildet auch die Bedingung dafür, daß die von ihr vorgebrachten Aussagen verstanden werden, soweit sie sich der Logik der systemgerechten Sprachregelung fügen. In diesem Sinne sind alle weiteren von einem Axiom abgeleiteten Sätze dem verständlich, der die Prämisse akzeptiert.

Mit Hilfe dieser Erläuterungen läßt sich nunmehr die Differenz zwischen reflexiver Klärung und normativ-konstruktiver Regulierung der Verständigung im Handlungssystem der Wissenschaften schärfer fassen. Das normative Verfahren schaltet demnach die Möglichkeit mißzuverstehen aus, indem es die Bedeutung von Wörtern und Sätzen möglichst genau nach Maßgabe bestimmter Regeln eingrenzt, die zwischen den Gesprächsteilnehmern vereinbart wurden; das reflexive Vorgehen hingegen befragt die *Herkunft* der strittig gewordenen Äußerungen. Es

sucht nach ihrem Gebrauch in Situationen, die verschieden sind von der, in welcher die aktuelle Verständigung Platz hat. Sein äußerstes Ziel läßt sich als *Re-Konstruktion der semantischen Regel an ihrem Ursprung begreifen*. Vor allem aber sucht es die Geltungsgründe für bestimmte Bedeutungsverwendungen zu erforschen und zugleich die Gründe für Mißverständnisse, terminologische Unbestimmtheiten und Irrtümer aufzuklären.

Gleichwohl verfolgen beide Verfahren erklärtermaßen den Zweck, *ungestörte Verständigung* zu sichern, die – anders als in der kommunikativen Alltagssituation – den allgemeinen Konvergenzpunkt der hermeneutisch-historischen Wissenschaften bildet.<sup>7</sup> Auch das reflexive Vorgehen bedarf mithin der methodischen Zucht. Denn in der wissenschaftlichen Kommunikation verschärfen sich die Bedingungen, unter denen Begriffe verwendet werden. Einmal wollen die Wissenschaften ihre terminologischen Repertoires in bewußt kontrollierter Weise einsetzen, da die Begriffe hier, um metaphorisch zu reden, die Werkzeuge der Erkenntnis liefern. Die einzelwissenschaftliche Methodenlehre ist gleichsam die Produktionsstätte, in der diese Werkzeuge hergestellt und ihre Funktionen aufeinander abgestimmt werden. Darüber hinaus gilt hier eine die einzelnen Disziplinen übergreifende Norm. Denn sobald wir uns fachsprachlich im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin bereden, geschieht das innerhalb einer Institution, die unser Sprechen und Handeln mit dem Nachdruck einer verpflichtenden *Maxime* auf *Rationalität* hinweist und das bedeutet: mit Gründen einsichtig und verläßlich zu reden und zu handeln. Die oft geforderte „Vernünftigkeit“ wissenschaftlichen Redens und Handelns ist indessen nicht identisch mit der reinen Konstruktion einer Fachsprache nach einziger Maßgabe der normativen Strategie. Vielmehr hängt die Zweckmäßigkeit des einen oder anderen Verfahrens von der Wahl des Gegenstandes ab, vom Erkenntnisziel und besonderen Verwendungsbereich der jeweiligen Forschungseinheit, so daß es noch einen anderen als einen rein wissenschaftlichen Geltungsgrund geben muß.

### 3 Positionen des Forschens

Die exakten und empirischen Wissenschaften haben Verfahren und Fachsprachen hervorgebracht, deren Eigenheit sich aus dem Interesse an der Verfügung über physikalische Tatsachen erklärt, auf die mit Hilfe des konstruktiven Denkens allererst eine Ordnungsstruktur appliziert

wird, die eine kontrollierte Beobachtung quantifizierbarer Zusammenhänge möglich macht. Diesem Denken ist die Konstruktion von Modellen angemessen, die dazu dienen, beliebige Ausschnitte aus der physikalischen Erscheinungswelt nachzukonstruieren und unter bestimmten abstraktiven Annahmen zu analysieren. Das Experiment z. B. ermöglicht dem Forscher die Ausschaltung störender Faktoren und damit die *Kontrolle* über den Vorgang, den er zum Gegenstand seiner Untersuchung machen möchte, ohne einer unübersichtlichen Zahl variierender Einflüsse und Randerscheinungen ausgesetzt zu sein. Es liegt auf der Hand, daß das Erkenntnisziel dieser Wissenschaften, demonstrative Aussagen über Gesetzmäßigkeiten im diffusen Reich der natürlichen Erscheinungen zu machen, auf eine streng formalisierte operative Begriffssprache angewiesen ist. Die normativ-(re-)konstruktive Strategie spielt in diesem Bereich daher auch eine bedeutendere Rolle als in jenen Disziplinen, deren Gegenstände selber symbolische Äußerungen über Erfahrungen mit der Objektwelt bilden. In pointierter Formulierung lautet die Unterscheidung: Die Sprache der exakten und empirischen Wissenschaften *konstituiert* das Ordnungs- und Bedeutungsgefüge ihrer Gegenstände, während die philologisch-historischen Wissenschaften es mit Gebilden zu tun haben, deren Bedeutung *bereits konstituiert* vorliegt. Im letzteren Fall hängt es vom jeweiligen Interesse des oder der Wissenschaftler ab, welcher Aspekt der vorgefundenen Bedeutung *aktualisiert* wird.

Nun gibt es in den Disziplinen, die sich mit dem Sprechen und Handeln befassen, gewisse Ansätze, die der Systematik der Erfahrungswissenschaften nahe stehen. Sie werden meist mit dem Anspruch verknüpft, Gleichförmigkeiten, Regularitäten, in den kommunikativen Äußerungen und Verhaltensweisen aufzuzeigen, die, ähnlich den von den Erfahrungswissenschaften erschlossenen Gesetzen, vom historischen Funktionswandel als relativ unabhängig gedacht werden. Auch dem Sprach- oder Literaturwissenschaftler, der mit dem Ziel arbeitet, an der gesprochenen bzw. geschriebenen Sprache gewisse Gesetzmäßigkeiten festzustellen, erscheinen die vorgefundenen sprachlichen Äußerungen als Datenmaterial, das sich nach bestimmten hypothetischen Ordnungsbegriffen beschreiben, einteilen und klassifizieren läßt. Er abstrahiert dabei von den situativen Bedingungen ihrer Anwendung. Als hypothetischer Erkenntnisgegenstand wird bei diesem Vorgehen zumeist ein relativ invariantes Merkmal ausgesondert, in dem die sprachlichen Einzelercheinungen übereinstimmen mögen. So fragen etwa die Systematiker unter den Literaturwissenschaftlern nach den

Gesetzen des Literarischen, nach den allgemeinen Merkmalen, die alle ‚literarischen‘ Produkte von anderen Arten der Sprachverwendung unterscheiden. Man stößt in diesem Zusammenhang auf die Frage: *Was ist Literatur?* Die Antworten sind sehr allgemein: *Literatur ist ... eine dynamische Sprachkonstruktion* (Tynjanov), ... *ein sekundäres modellbildendes System* (Lotman).

Die Methode, mit deren Hilfe eine sachliche Prüfung dieser vorläufigen Bestimmung zu leisten ist, nennen wir hier *analytisch*. Ausgezeichnet ist diese Verfahrensweise durch eine isolierende Untersuchung der Gegenstände und durch additive Zusammenfassung der Einzelbefunde. Übertragen auf unser Beispiel heißt das: poetische Texte sowohl unabhängig von anderen Texten zu untersuchen als auch abgelöst von historischen Wertkriterien und Funktionsänderungen. Solche Gesichtspunkte klammert das analytische und deskriptive Verfahren als ‚außerliterarische‘ bzw. ‚extratextuale‘ Faktoren aus, um sich die formalen und strukturalen Aspekte der Texte vorzunehmen. Die während der Analyse auftretenden Fragen terminologischer Art werden häufig nach der normativen Strategie bereinigt, wobei auch tradierte Termini (z. B. der Rhetorik, der Poetik) von der systematischen Prämisse her in Dienst genommen und reglementiert werden. Hier entnehmen die Systematiker ihre Begriffe gern denjenigen Bereichen, die ihrerseits bereits systematisch vorstrukturiert sind. So orientieren sich etwa die Bewegungen des Funktionalismus und Strukturalismus in der Literaturwissenschaft an der systematischen Sprachwissenschaft, an Informationstheorie und Semiotik und übertragen deren Terminologien in ihren eigenen Tätigkeitsbereich.<sup>8</sup>

Über solche systematisierenden Versuche ist z. B. der Ausdruck *Text* erst zu einem mittlerweile anerkannten Grundbegriff der Literaturwissenschaft geworden. Die strukturalistischen Semiologen verstehen darunter ein System konkreter sprachlicher Zeichen, ein Ensemble von Elementen, deren Beziehungen untereinander – mögen sie nun formaler oder semantischer Art sein – als Funktionen beschrieben werden. Das Ganze des funktionalen Beziehungssystems läßt sich in einem Schema abbilden, das mit dem Namen *Struktur* gekennzeichnet wird. Dabei wird oft nicht ganz deutlich, ob die ‚Theorie‘, die den Rahmen einer solchen Konstruktion abgeben soll, nicht doch nur auf gesetzten, nicht begründeten Prinzipien beruht. Wie dem auch sei, der Begriff *Text* bietet sich auch deshalb an, weil er, in Opposition zu den konventionellen Kennzeichnungen *Werk*, *Literatur*, weniger von traditionsreichen Wertungsgehalten belastet ist. *Text* ist nach einer sehr allgemeinen



Bestimmung eine begrenzte Folge von Sätzen, die nach einem (nicht-grammatischen) Strukturprinzip angeordnet sind. Die in dieser Bestimmung enthaltene Ausweitung des Gegenstandsbereichs auf nicht-fiktionale und ästhetisch nicht hoch bewertete Gebilde wird ebenfalls als Vorzug angesehen, da die Literaturwissenschaft nicht grundlos ganze Bereiche (Werbetexte, Trivilliteratur usw.), deren Bedeutung für die öffentliche Kommunikation zunimmt, aus ihrem Tätigkeitsfeld ausklammern kann. Aber vor allem die relative Neutralität des Begriffs gegenüber traditionellen Wertungsmaßstäben macht ihn als Arbeitsbegriff für die strukturell-funktionalistischen Richtungen brauchbar, die mit Erfolg die Ordnungsmuster kollektiven Sprachgebrauchs (Mythen, Märchen etc.) beschreiben. So lassen sich etwa die Funktionen von *Zeichen im Text* in anderer Weise als die Funktion von *Literatur* (ein Begriff, der im übrigen seinerseits eine durch bestimmte Merkmale untereinander in Beziehung stehende Menge von Texten kennzeichnet) mittels zeichentheoretischer Unterscheidungen beschreiben. Eugenio Coseriu hat eine Liste jener virtuellen Funktionen konkreter sprachlicher Zeichen im Text zusammengestellt, die im Vollzug der Analyse aktualisiert werden können.<sup>9</sup> Wir wollen einen Auszug aus dieser Aufzählung als Beispiel für die Abstraktionsleistung des skizzierten Vorgehens hierher setzen und zugleich damit den heuristischen Gehalt des Begriffsausdrucks *Zeichen im Text* dokumentieren:

- „1. Das konkrete sprachliche Zeichen (*Zeichen im Text*) liefert nicht nur ‚Darstellung‘ (begriffliche Bedeutung) und funktioniert nicht nur im Verhältnis zum Sprecher (‚Kundgabe‘), zum Hörer (‚Appell‘) und zur außersprachlichen Welt (‚Bericht‘, d. h. Bezeichnung durch die Bedeutung), sondern darüber hinaus in einem sehr komplizierten Netz von Relationen, wodurch ein ebenso kompliziertes Gefüge von semantischen Funktionen entsteht, deren Gesamtheit ‚Evokation‘ genannt werden kann.
2. Das konkrete sprachliche Zeichen funktioniert nämlich zugleich:
  - durch sein materielles und inhaltliches Verhältnis zu anderen einzelnen Zeichen;
  - durch sein materielles und inhaltliches Verhältnis zu Reihen und Gruppen von anderen Zeichen;
  - durch sein Verhältnis zu Zeichensystemen (z. B. ‚Sprachen‘ innerhalb der historischen Sprache);
  - durch sein materiell-direktes Verhältnis zur außersprachlichen Welt (direkte reproduzierende oder abbildende Funktion im weitesten Sinne);

- durch sein Verhältnis zur unmittelbaren sprachlichen und nicht-sprachlichen Erfahrung („Kontexte“ und „Situationen“, die ein viel komplizierteres Gefüge darstellen als üblicherweise angenommen wird);
- durch sein Verhältnis zu anderen „Texten“;
- durch sein Verhältnis zur empirischen Kenntnis der Welt und zu den verschiedenen Formen der Weltinterpretation („Kultur“).“

Diese Gliederung der komplexen Verbindungen, in denen das *Zeichen im Text* steht, macht es möglich, analytisch von der Gesamtheit der Relationen zu abstrahieren und eine einzige ohne Rücksicht auf Sinn und Anwendung der Resultate zu untersuchen.

Da, wie jedes soziale Handeln, auch das des Wissenschaftlers als eine bestimmte Form des Rollenspiels sich auffassen läßt, so können wir zusammenfassend die Rolle des analytisch verfahrenen Forschers als die des *unbeteiligten Beobachters* kennzeichnen, der in distanzierter Haltung seine Gegenstände beschreibt, zergliedert und klassifiziert. Als Form der wissenschaftlichen Aussage bevorzugt er dementsprechend deskriptive und erklärende Sätze, die aufgrund ihrer normierten Begrifflichkeit zu Bausteinen in einem auf systematischem Grund (hier z. B. Zeichentheorie) errichteten Aussagesystem taugen.

Wir haben gesehen, daß mit der Entscheidung für das analytische Verfahren auch eine Entscheidung für Gesetzeswissen und Systemdenken einhergeht. Es ist indessen eine offene Frage, ob dies die einzig vertretbaren Orientierungsmarken wissenschaftlichen Handelns im hier erörterten Rahmen darstellen. Wollen wir nämlich erkennen, was sich in der Geschichte etwa der ästhetischen Erfahrung verändert hat, welche Überlieferungen zu erhalten oder abzulehnen sind usw., so verschafft uns das allein auf die strukturalen, semiotischen u. ä. Textaspekte bezogene Wissen keinen Aufschluß. Es ist wohl einsichtig, daß auch die Frage nach dem identischen Merkmal, das diese oder jene Texte als „literarische“ kennzeichnet, nicht auf der gleichen Ebene liegt wie die nach dem *Verständnis von Literatur*, das die Schriftsteller und Poeten mit ihren Produkten verbinden. Diese Unterscheidung scheint trivial zu sein und wird doch leicht übergangen. Gleichsam als Gegenstück zur Erörterung des analytischen Verfahrens soll daher in einer kurzen Skizze gezeigt werden, wie die Wissenschaft sich den historischen Aspekt ihres Gegenstandes vornimmt.

Ein Begriff wie *Literatur*, der für einen althergebrachten Sachverhalt steht, läßt sich z. B. unter zwei Teilaspekten untersuchen: unter dem des Bedeutungswandels (semantischer Aspekt) und unter dem der

Funktionsgeschichte (pragmatischer Aspekt). Unter Funktionsgeschichte verstehen wir hier den Wandel der Bedingungen, unter denen literarische Produkte hervorgebracht und verwertet werden. Dieser Aspekt schließt den ersten ein, da die soziale Funktion einer Sache sinnvollerweise nur dann zu bestimmen ist, wenn bekannt ist, was die darunter verstanden, die mit ihr umgingen. Wie alle historischen Studien haben auch die Untersuchungen der Begriffsgeschichte ihre Anlässe. So wurden Begriff und Sache der Literatur zum Gegenstand kritischer Forschung, weil bestimmte Veränderungen in den Gruppen und Institutionen, die sich am sog. literarischen Leben beteiligen, zu einer Legitimitätskrise der Literatur geführt haben. Die Bedeutungsgeschichte kann nun zeigen, daß der vor allem von den Vertretern der akademischen Kritik hochgehaltene ästhetische Literaturbegriff eine spezifische Verengung eines ursprünglich weiteren semantischen Umfanges bedeutet. So stand der Begriff (und seine entsprechenden Äquivalente) bis ins 19. Jahrhundert für alle geistigen Produktionen der ‚moralischen Wissenschaften‘, der Rhetorik, Poesie und Historie. Die Akademisierung der Literaturbetrachtung hat mit der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts diskutierten Unterscheidung zwischen diskursiven und imaginativen Formen des schriftsprachlichen Gebrauchs Ernst gemacht. – In solchen Bedeutungsverschiebungen sind des weiteren auch Antworten auf den Wandel in den gesellschaftlichen Einrichtungen enthalten, in denen Literatur geschaffen und gelesen wurde. Bis in die Ära der bürgerlichen Gesellschaft war Literatur noch identisch mit jenen Traditionen, denen ein normativer Status in allen lebenspraktischen Fragen zugestanden wurde. Die Ästhetik des ausgehenden 18. Jahrhunderts beförderte die Emanzipation von der Norm des Herkommens im Reich der Kunst, das sich nun als autonome Sphäre der ästhetisch-sinn schöpferischen Produktion von den erkenntnisorientierten, erfahrungswissenschaftlichen und philosophischen, Gestalten des Geistes abhob. Mit dieser Veränderung war auch die Voraussetzung für jene Trennung zwischen poetischem und nicht-poetischem Sprachgebrauch geschaffen, die den akademischen Literaturbegriff einseitig geprägt hat.

Solche Beobachtungen, wie sie von Bedeutungs- und Funktionsgeschichte zutage gefördert werden (an dieser Stelle sind nur einige dürftige Hinweise möglich)<sup>10</sup>, sind nicht rein antiquarischer Art, wie den historischen Studien gern vorgeworfen wird. Verallgemeinernd läßt sich vielmehr sagen, daß nach Ausgangspunkt und Ziel die Bedeutungsgeschichte dazu dienen kann, Selbst- und Fremdverständnis wechselweise zu präzisieren. Als historische Disziplin verfährt sie ja in der Tat refle-

xiv, da sie die früheren Phasen der Bedeutungsverwendung aufrollt und klärt. Die Geschichte wird befragt, um am Verständnis abgelegter Erfahrungen das eigene Selbstverständnis zu überprüfen und zu verbessern. Die Überlieferung erscheint unter dem Gesichtspunkt der kritischen Revision als *Vor-Geschichte*, und die Etappen ihres Wandels werden mit dem Fortrücken der Forschungsstandpunkte jeweils neu geordnet. Ein dynamisches Moment eignet diesem Verfahren. Überdies bedarf die Verständigung über Möglichkeiten der Sinnkorrektur im Sprachgebrauch stets der Sondierung der durch Geschichte konstituierten Bedeutungen. Auch an dieser Begründung erweist sich die Nähe der historischen Interpretation bzw. Sinnexplikation zum oben geschilderten alltagssprachlichen Diskurs. Die Explikation verfährt hier indessen nicht dialogisch, sondern dialektisch, begreifen wir darunter das Hin- und Hergehen zwischen den besonderen und den allgemeinen Merkmalen des in Frage stehenden Begriffs und seiner Korrelate. Die Interpretation *expliziert* die Merkmale, die den Begriff konstituieren, Merkmale, die an den Einzelatbeständen (in den Texten) nachgewiesen werden und die der Interpret als dem Begriff untergeordnete bereits vorgefunden hat. Mithin trägt sie zur Auslegung beider Seiten bei: sie bereichert den Einzelgegenstand durch seine Einordnung in immer weitere historische Zusammenhänge und verfeinert zugleich die Merkmale des allgemeinen Begriffs durch die ständig subtiler eindringende Explikation der Einzeltexte. Im Unterschied zum Analyseverfahren, das die möglichst exakte Beschreibung einer Klasse von Erscheinungen unter einem treffenden Terminus zusammenzufassen sucht, strebt die historische Interpretation in ihrem dialektischen Gang nach der *Explikation des ganzen Umfanges eines Begriffs, eines Textes etc.*

#### 4 *Rollenspiel und hermeneutische Voraussetzung*

Bei diesem komplexen Vorgang haben wir noch auf einige weitere Faktoren zu achten. Die Rolle des *Interpreten* hat Habermas als die eines „reflektierten Mitspielers in einem Kommunikationszusammenhang“ umschrieben.<sup>11</sup> Diese Formulierung führt uns zu der eingangs erörterten Situation alltagssprachlicher Verständigung zurück. Denn in ihr befinden sich die Redenden noch am ehesten in der Rolle von Spielern, die ihr Verhalten an Regeln ausrichten. Der nicht mitspielende *Beob-*

achter, der nur Interesse für das Schema des Miteinanderredens und -handelns hat, wird das Verhalten der einzelnen Gesprächsteilnehmer unter allgemeinen Regeln zusammenzufassen suchen wie das in den empirischen Untersuchungen der Soziologen und Linguisten häufig geschieht. Hier spielt es keine Rolle, ob die Teilnehmer der Kommunikation selber imstande sind, diese Regeln zu formulieren. Sie befolgen sie, weil sie in ähnlichen Situationen von ihnen gelernt und als sinnvoll anerkannt wurden. Diese Voraussetzungen teilt der Beobachter mit ihnen, da er anders das Verhalten seiner Informanten nicht verstehen könnte. Gleichwohl untersucht er diese Voraussetzung nicht, da er lediglich die Struktur bzw. das Schema dieser bestimmten kommunikativen Situation beschreiben möchte. Seine systematische Absicht (die Beschreibung von Systemen regelhaften Sprachverhaltens) nötigt ihm einige weiterreichende Abstraktionen auf, mit deren Hilfe er eine Anzahl variabler, d. h. nicht eindeutig unter den Begriff des regelhaften Verhaltens zu bringender Faktoren vom Untersuchungsgegenstand abzieht. „So läßt sich sagen“, bemerkt z. B. der Linguist J. J. Katz zu diesem ‚idealisierenden‘ Verfahren, „daß die Sprachwissenschaft die Kompetenz eines idealen, fließend die Sprache beherrschenden Sprechers in seiner Kommunikation mit anderen gleichermaßen idealen Sprachteilhabern untersucht, wobei mit ‚ideal‘ gemeint ist, daß ihre Sprachdarbietung als vollkommen unbeeinflußt von solchen sprachlich irrelevanten Faktoren angesehen wird wie 1) denen, die in Zusammenhang stehen mit Darbietungsabweichungen von einer Sprechsituation zur anderen, z. B. Zerstreuung, Irrtümern, aus Mangel an Aufmerksamkeit und Interesse, Scherz- oder Täuschungsversuchen, falschem Anfangen, Nervosität usw.; 2) denen, die sich aus den Abweichungen zwischen zwei Sprechern ergeben, wie dem Situationshintergrund, Motiven, der Intelligenz, charakteristischen Manierismen usw.; 3) denen, die auf allgemeinen psychologischen Beschränkungen beruhen (...)“.<sup>12</sup>

Das Beispiel macht noch einmal deutlich, daß die Beschreibung der Regelfälle auf die Kategorie des Allgemeinen bezogen ist und systematisch jene Unbestimmtheiten auszuklammern sucht, die unter das Besondere fallen und in jeder lebendigen Sprechsituation auftreten. Die von uns eingeführte Rolle dessen, der in beobachtend-distanzierter Haltung ein kommunikatives Sprechereignis untersucht und beschreibt, ist denn auch nur denkbar aufgrund der Voraussetzung, daß er die besonderen Komponenten von den Regelfällen zu unterscheiden weiß, daß er, mit anderen Worten, in der Sprechsituation *mitspielen* kann. Schon die Kennzeichnung des beobachteten Verhaltens als *sinnvolles*

setzt voraus, daß er selber die befolgte Regel kennt und die ausgetauschten Zeichen, Gesten, Symbole usw. *versteht*.

Übertragen wir diese Betrachtungen auf die deskriptive Textanalyse, so ergibt sich ein analoger Sachverhalt. In seiner Texttheorie grenzt Jurij M. Lotman den Textbegriff nach folgenden Kriterien ab<sup>13</sup>: Einmal betrachtet er seinen Gegenstand als ein „invariantes System von Relationen“, deren regelhaftes Auftreten sich rein immanent beschreiben läßt. Zum andern ergänzt er den strukturalen durch den funktionalen Aspekt, der sich auf jene variablen gesellschaftlichen Situationen bezieht, in denen Texte rezipiert und verwertet werden. Lotman bemerkt ferner, daß der deskriptive Systembegriff auch für eine Gruppe von Texten gelten soll, die durch ähnliche Regeln als zusammengehörig angesehen werden. Die Redeweise von einer „isomorphen“, d. h. gleichgestaltigen Struktur der Texte verweist aber auf solche Urteilkriterien, die der immanenten Beschreibung vorausliegen, da sie stets auf die tradierten Gattungs- und Epocheneinteilungen zurückgreifen muß. So folgt die Prädizierung einer Textgruppe als „Kunstliteratur des XX. Jahrhunderts“ einer wertenden Auswahl, die nicht analytisch beschreibend zustande gekommen ist, sondern durch historisch-ästhetische Konventionen. Die Auswahl und Beschreibung ist also mitnichten an wertneutrale Voraussetzungen gebunden. Denn nur ein unter evaluativen Gesichtspunkten zu führender Diskurs über das, was unter „Kunst“ und „Literatur“ zu verstehen ist, klärt die Bestimmungsgründe für die jeweilige Textgruppe auf. In diesem Sinne ist auch der Gegenstandsbereich des mit analytischen Beschreibungsverfahren arbeitenden Forschers als bereits konstituierter zu begreifen. Der Wissenschaftler wählt unter den möglichen Aspekten des gegebenen Gegenstandes denjenigen aus, den er aus Gründen, die er zu verantworten hat, der Beschreibung für wert hält.

Betrachten wir die Textbeschreibung vom Standpunkt der Beobachterrolle, so läßt sich auch hier wiederholen, daß der Forscher potentieller Mitspieler sein muß, bevor er noch die geringste Feststellung am Text treffen kann. Denn er muß bereits gelernt haben, worin imaginative und informatorische Texte sich unterscheiden. Er liest eine fiktive Erzählung nicht als Reportage, wenn vom Autor nicht eine bewußte Irreführung intendiert ist. Er folgt, mit anderen Worten, der vom Autor durch die Überschrift („Roman“, „Gedicht“) oder durch entsprechende Kontextbenennungen („Anthologie“, „Feuilleton“) gekennzeichneten *Intention*, etwas zu erfinden, etwas auszusagen, darzustellen oder als wahr zu berichten. *Einer Intention folgen, das heißt aber, sich auf die*

*Absicht einstellen*, mit der dieser oder jener Sprachgebrauch gewählt wurde, es heißt: diese Absicht zunächst anerkennen. Dieses Ernstnehmen und Anerkennen der fremden Absicht ist eigentlich die einfachste Vorbedingung aller intersubjektiven Beziehungen, in die man eintritt. Auf ihr beruht das, was aus der Alltagssituation als *elementares Verstehen* bekannt ist: die Beantwortung eines illokutionären Aktes (einer Frage, einer Bitte) durch eine entsprechende Handlung; in der Situation des Textverstehens: die Einstellung auf eine genießende, spielerische, kritische oder reflektierte Haltung usw. je nachdem, welche Intention die Schreibweise ‚signalisiert‘. Daraus kann der ästhetischen Wahrnehmung keineswegs der Vorwurf gesellschaftlicher Bedeutungslosigkeit entstehen. Denn die Einstellung auf eine spielerische Haltung bleibt selbst dort, wo sie an imaginären Gegenständen geübt wird, den historischen Formen der Erfahrung verhaftet – und sei es nur, um durch die Wahrnehmung des bisher nicht Wahrgenommenen, das im Kunstgebilde plastisch hervortritt, auf jene realen Erfahrungsmöglichkeiten zurückverwiesen zu werden, die durch Gewohnheit abgestumpft und unter Konformitätszwängen verkümmert sind.

An dieser Stelle können wir zunächst einhalten, um als Fazit zu formulieren, daß der Rolle des scheinbar neutralen und unbeteiligten *Beobachters* in der textwissenschaftlichen Beschreibungssituation stets die des potentiellen *Mitspielers* zugrunde liegen muß. Die Analyse eines Textes als System invarianter Strukturbeziehungen erfolgt aufgrund einer Abstraktion von den die Wahl des Gegenstandes leitenden Voraussetzungen. Das in jeder Beschreibung Vorgängige (Wahl, Wertkriterien usw.) soll hier unter dem Begriffsausdruck *hermeneutische Voraussetzung* zusammengefaßt werden, um anzudeuten, daß darin solche Komponenten enthalten sind, die dem schwer zu systematisierenden Bereich der *allgemeinen Interpretationen* angehören. Von den Systematikern der Textwissenschaft wird diese Sphäre relativer Unsicherheit gern als die der subjektiven oder gar ideologischen Sinngebung von der Strukturanalyse getrennt. Tzetvan Todorov geht so weit, das Interpretieren als wissenschafts-*fremdes* Verfahren der „critique“ zu disqualifizieren.<sup>14</sup> Indessen liegen seiner z. B. an den *Liaisons dangereuses* exemplifizierten Analyse des Handlungsschemas im Roman allgemeine Interpretationen zugrunde, da er die handelnden Personen als Liebende und Hassende, als intrigante und vertrauenswürdige verstanden haben muß, bevor er sie in diesen Funktionen zueinander in Beziehung setzen kann. Die schematische Beschreibung der Handlungsstruktur ist in diesem Fall nichts anderes als eine formalisierte Wiedergabe der genannten

Beziehungen (im Roman) nach dem Muster: Wenn die Figur A zur Figur B in Opposition steht, dann wird sie deren Handlungen zu durchkreuzen suchen...

### 5 Lesen, Verstehen, Anwenden

Halten wir noch einmal fest: deskriptive Textanalyse und interpretierendes Verfahren stehen in einem Verhältnis gegenseitiger Ergänzung; sie lassen sich zwar systematisch unterscheiden, sind aber je für sich nicht mehr oder weniger wissenschaftlich als der jeweilige andere Teil. Über das kunstgerechte Interpretieren müssen wir in diesem Zusammenhang freilich noch einige Auskünfte einholen. Es war bereits öfter die Rede davon, daß Interpretieren und Verstehen sich nahe stehen und in der Hermeneutik ihr methodologisches Organon besitzen. Wie deren näheres Verhältnis zu denken ist, geht aus der Feststellung hervor, daß Interpretieren immer dann einsetzt, wenn das Verstehen gestört ist. Der Begriff der Interpretation bezeichnet mithin jenes Verfahren, mit dessen Hilfe ein Text verständlich gemacht werden kann. Diese Erläuterung hilft uns aber kaum weiter, klären wir nicht auch die Bedeutung dessen, was *Verstehen* bzw. *Verständlichmachen* in der literarischen Kommunikation heißt. Gibt es hier z. B. auch so etwas wie die Intersubjektivität der natürlichen, d. h. alltäglichen Situation des Miteinanderredens? Ist der Text nicht vielmehr eine Menge von in komplizierter Weise verbundenen Elementen, auf deren Impulse der Leser reagiert, indem er z. B. ausruft: „schön“, „faszinierend“, „erlogen“, „blöd“, „tief“, „realistisch“ etc.? Ein Text kann ja nicht antworten, nicht korrigierend auf Fehltritte hinweisen; er scheint das alles ertragen zu müssen.

Aber der Begriff des Verstehens läßt sich nicht mit dem des Reagierens verwechseln, da ihm stets eine geistige Aktivität zugrunde liegt. Seine semantische Weite reicht von der Kennzeichnung als „eminent praktisches Bedürfnis“<sup>15</sup> bis zur Prädizierung als „totalisierende(s) Begreifen jeder Praxis“, insofern diese auf die Intentionen handelnder Subjekte zurückgeführt werden kann. In dieser letzten, von Sartre vorgeschlagenen Bestimmung klingt die aufklärerische Komponente an, die die kritische Verstehenslehre seit je für sich beansprucht: Verstehen in dem so qualifizierten Sinn will „rationale Transparenz“, die Durchsichtigkeit aller Lebensverhältnisse im Sprechen und Handeln.<sup>16</sup> Damit ist ein Erkenntnisziel bezeichnet, das nicht identisch ist mit jenem *empirischen* Verstehen, das in der aktuellen Sprechsituation des Miteinander-



redens sich einstellt. Das Verstehen, wie es in der literarischen Kommunikation vorkommt, hat stets einen kontemplativen Zug. Denn weder gehören der Verstehende und das zu Verstehende – Leser und Text – derselben Situation an, noch gilt für die hermeneutischen Operationen das, was in der Praxis der Zwang zu handeln bedeutet. Die Tätigkeit des Lesens macht das bereits augenfällig, da sie im Grunde eine Un-Tätigkeit ist. Doch tritt der ‚versunkene‘ Leser – wie oben bereits angemerkt – nicht wirklich aus seiner von Erfahrungsschablonen und praktischen Zwängen umstellten Situation heraus. Er aktualisiert vielmehr im ersten unkontrollierten Durchgang durch die virtuellen Bedeutungen und Formen des Textes seine subjektiven Wünsche, Gedanken und Interessen, die mit der für seine Erfahrung konstitutiven Sozialsphäre in einem verneinenden oder bestätigenden Zusammenhang stehen mögen. *Die Einblendung der Reflexion enthüllt diesen Zusammenhang und bereitet der erkennenden Einsicht den Weg.* Mit gutem Grund läßt sich daher das reflektierte, methodisch geregelte Verstehen vom ‚natürlichen‘ unterscheiden. – Ein weiteres Differenzkriterium kommt hinzu. In der ‚natürlichen‘ Situation, die in ihrer einfachsten Form durch eine eingefahrene Idiomatik des Sprechens charakterisiert ist, überprüfen die Kommunikationsteilnehmer gleichsam automatisch die Referenz zwischen den geäußerten Sätzen und den empirischen wie abstrakten Gegenständen. Und sie handeln danach. Das mit rationaler Einsicht in einen Zusammenhang gebrachte Verstehen hingegen geht von der *Skepsis* an der Glaubwürdigkeit dieser Referenz aus. Es bezieht sich in seiner rigidesten Form auf den seit Marx und Freud verbürgten Widerspruch zwischen der behaupteten Authentizität der sprachlichen Äußerungen und der durch reale Zwangsverhältnisse in den Institutionen der Arbeit und Herrschaft deformierten Selbstgewißheit der Sprechenden und handelnden Individuen und Gruppen. „Rationale Transparenz“, das ist die erkenntnisleitende Norm solcher wissenschaftlich begründeten Forschungsstrategien, die in der psychoanalytischen Tiefenhermeneutik und in der Ideologiekritik Sinnverstehen und empirische Analyse methodisch miteinander verknüpfen.<sup>17</sup>

Ausgehend von diesen knappen Bemerkungen zur Bedeutungsbreite des Verstehensbegriffs wollen wir hier als heuristisches Hilfsmittel die Unterscheidung folgender Modi vorschlagen:

1. *Logisches Verstehen* richtet sich auf die Übereinstimmung der gesprochenen oder geschriebenen Sätze mit den (tradierten) Regeln der Sprachverwendung (Grammatik), die gleichermaßen von Sprecher und Hörer geteilt werden.

2. *Intentionales Verstehen* zielt auf den Sinn, den Individuen und Gruppen ihren symbolischen Äußerungen beilegen.
3. *Motivationale Verstehen* will über das fremde Selbstverständnis hinaus – wie es sich in seinen authentischen Äußerungen darstellt – (a) die Bedingung seiner Genese erforschen und (b) diejenigen Zwänge aufklären, deren Wirkungen das selbstbewußte Sich-Wissen und -Kennen verwehrt haben.

In der Reihenfolge ihrer Aufzählung setzen, wie leicht einzusehen ist, die genannten Verstehensmodi einander voraus. Denn man muß die semantischen und syntaktischen Regeln sprachlicher Äußerungen kennen, bevor man sie auf die Absichten, Motive und Umstände beziehen kann, unter denen sie hervorgebracht wurden. Das klingt trivial und ist doch nicht selbstverständlich, wenn wir von der Situation des Lesers ausgehen, der dem intentionalen Verstehensmodus folgen will. Die sogenannte literarische Kommunikation kann schon gestört sein, wenn im Text ein Wort auftaucht, das einen dem Leser unbekanntem empirischen Sachverhalt bezeichnet oder eine ihm nicht geläufige abstrakte bzw. symbolische Bedeutung enthält. In einem solchen Fall setzt die historisch-philologische Forschung ein. Der (im Unterschied zum *konsumierenden* Leser so genannte) *kritische* Leser wird auf dem Wege seiner Nachforschungen andere Texte gleichsam als Informanten heranziehen, um den Gebrauch der in Frage stehenden Äußerung systematisch aufzuspüren. Er rekonstruiert m. a. W. die Regel der Bedeutungsverwendung mithilfe eines teils komparatistischen, teils statistischen Verfahrens (sog. Parallelstellenmethode), da er den bestimmten Ausdruck in verschiedenen Texten und Zusammenhängen aufsucht, um die eine, allen Einzelverwendungen zugrundeliegende Regel festzustellen. Mit ihr hat er dann die *lexikalische* Bedeutung, deren Kontext das jeweilige Sprachsystem bildet; sie wird in das Wörterbuch einer natürlichen Sprache eingetragen und bildet das Implikat der sogenannten *aktuellen* oder *okasionellen* Bedeutung, die im Kontext eines begrenzten Sprachbildes (einer Rede, einer Schrift) gilt.

Auch mit dieser hier angedeuteten semantischen Unbestimmtheit spielt die poetische Lizenz, die sich nicht an Bedeutungskonventionen halten will, sondern sie produktiv verändert. So verschließt etwa der Gebrauch symbolischer Äußerungen bewußt den intendierten Sinn hinter Ambiguität oder Mehrdeutigkeit. Der kritische Leser muß lernen, harte Nüsse zu knacken. Das wird ihm doppelt schwerfallen, wenn der Text neben den Zügen der ästhetischen auch die der historischen Distanz trägt. Welchen Sinn haben zum Beispiel die folgenden Zeilen?

Amerika, du hast es besser  
Als unser Kontinent, der alte,  
Hast keine verfallenen Schlösser  
Und keine Basalte.

Die nicht unmittelbar ausgewiesene Bedeutung des letzten Wortes behindert schon das logische Verstehen. Es gibt anscheinend keinen Sinn, den andern Kontinent wegen eines fehlenden Gesteins zu beglückwünschen. Aber der Witz des Vierzeilers, der in dem einen Wort begraben liegt, erschließt sich weder durch kühne Spekulation noch durch die Konsultation des Lexikons. Philologische Studien von einigem Umfang belehren schließlich den Leser, welche semantische Regel der Verfasser dieser Zeilen, Goethe, befolgte.<sup>18</sup>

Der Leser ist gezwungen, seine Kenntnis auf andere Texte desselben Autors auszudehnen (*Über den Granit, Faust II* usw.), und er wird in ihnen Passagen finden, die ihm Aufschluß über den symbolischen Wortgebrauch verschaffen. Er wird feststellen, daß „Basalt“ als Vulkangestein in Opposition steht zu „Granit“, dem Urgestein, und er wird entdecken, daß Goethe den Gegensatz in die Antinomien überträgt:

<i>Basalt</i>	-	<i>Granit</i>
Zerfallendes		Beharrendes
Umwälzung		Ursprüngliches
Revolution		

Philologische Nachforschungen und korrelierende Interpretationen fördern somit eine semantische Regel zutage, die der Autor selber durch produktive Erweiterung der lexikalischen Bedeutung geschaffen hat. Ein Tatbestand, der gerade für den poetischen Sprachgebrauch kennzeichnend ist, und der erklärt, warum die Rede vom bloßen Befolgen einer Regel am allerwenigsten für die Lektüre imaginativer Texte gilt. Die ästhetische und die historische Distanz verwehren dem Leser den unmittelbaren Zugang über die Brücke der ihm vertrauten semantischen Regeln. Aber erst philologisches und historisches Wissen machen die Distanz bewußt und rücken den Text zugleich in seine ihm eigentümliche fremde Sphäre. So wird auch der Sinn der hier zitierten Verse vollends deutlich, wenn, wie der Autor selber nahegelegt hat, der symbolische Gehalt von „Basalt“ auf jenes epochenmachende historische Ereignis der französischen Revolution bezogen wird, das damals in Tei-

len der europäischen Intelligenz die Nostalgie nach einer Neuen Welt weckte.

Das am Beispiel skizzierte Verfahren der philologischen Arbeit folgt, wie wir sahen, einem merkwürdigen ‚Zirkel‘: Der kritische Leser geht von einer bestimmten Stelle in einem bestimmten Text aus, deren semantische Dunkelheit ihn hindert, den Sinn des Ganzen zu verstehen; er rekonstruiert die semantische Regel mithilfe solcher Texte, die nicht nur dadurch zusammengehören, daß sie von demselben Subjekt hervorgebracht wurden, sondern, zumindest teilweise, auch derselben Gattung symbolischen Sprachgebrauchs nahestehen bzw. kommentierend sich auf diese beziehen; der Leser kehrt mit dem Resultat seiner Studien zum Ausgangstext zurück, um erneut – auf einem Niveau verbesserter Kenntnisse – zu lesen und zu interpretieren. Der ganze Vorgang läßt sich mit gutem Grund auch als Lernprozeß darstellen, der nach dem Muster *Problemstellung – Aufsuchen der Erkenntnismittel – Problemlösung* verläuft. Gewiß funktionieren Sinnexplikationen niemals in so schematischer Weise, da die Formulierung des ‚Problems‘ wie alle andern Schritte nicht mit logischer Strenge aufeinander folgen, sondern sich eher in geduldigem Hin- und Hergehen zwischen Text, ‚Informanten‘ (Kontexten) und den Annahmen des Lesers bis zur Evidenz auseinander entwickeln. Aber es ist gegen die Behauptung von der Ingeniosität des Interpretierens zu erinnern, daß die Explikation von Texten *Lernprozesse* einschließt, deren Ergebnisse sich an der Fähigkeit messen lassen, relevante Probleme aufzufinden und zu lösen.

Implikationen der genannten Art sind freilich nicht nur in der Exegese historisch weit zurückliegender Texte wirksam. Sie sind, nach Art und Umfang der Interpretationsprobleme graduell verschieden, für alle hermeneutischen Operationen von Bedeutung. Denn die Frage nach dem Sinn eines zusammenhängenden Textes ist stets legitim und löst jene über die Grenzen des jeweiligen Textes hinausgehenden Untersuchungen und Nachforschungen aus, von denen oben die Rede war. Das gilt auch für das folgende, einer 1968 veröffentlichten Erzählung entnommene Beispiel:

Nie wäre ich, das möchte ich doch schwören, auf sie (die Protagonistin der Erzählung, D. H.) verfallen. Denn sie ist, als Beispiel, nicht beispielhaft, als Gestalt kein Vor-Bild. Ich unterdrücke die Vermutung, daß es nicht anders erginge mit jedem wirklich lebenden Menschen, und bekenne mich zur Pflicht des Erfindens. Einmal nur, dieses eine Mal, möchte ich erfahren und sagen dürfen, wie es wirklich gewesen ist, unbeispielhaft und ohne Anspruch auf Verwendbarkeit.

(Christa Wolf, Nachdenken über Christa T., Kap.5)

Wie aus dem Kontext hervorgeht, enthält diese eingeschobene Bemerkung des erzählenden Ich das, was man als immanente poetologische Reflexion bezeichnen kann. Zwei Typen des Erzählens werden unterschieden, deren einer – der dokumentierende – für den vorliegenden Text gegen die Fiktion des Exemplarischen gerechtfertigt wird. Der Sinn dieser Äußerung wird erst verständlich im Hinblick auf die Literaturpolitik der DDR, unter deren von der Zensur aufrechterhaltener Autorität der Text entstanden ist. Vom Schriftsteller verlangt diese Politik, daß er positive Leitbilder entwirft, die im Prozeß der offiziell gebilligten Meinungs- und Bewußtseinsbildung Verwendung finden. Wie andere Schriftsteller auch, setzt sich die Autorin mit dieser Doktrin auseinander. Identisch mit dem erzählenden Ich, spielt sie die aus den Bruchstücken der erinnerten Zeit zusammengesetzte Wahrheit des „wie es wirklich gewesen ist“ aus gegen die ‚Wirklichkeit‘ des Beispielhaften und der ungebrochenen Selbstgewißheit: Die Hauptfigur ihrer Erzählung ist problematisch und scheitert bei dem Versuch, „man selbst, ganz stark man selbst [zu] werden.“ (Kap. 17) Und dieses Scheitern wird poetisch zugleich als Scheitern des realistischen Illusionsstils dargestellt.

Ein Kommentar dieser Art stellt bereits die Ergebnisse der Textanalyse und Interpretation dar. Denn Analysieren und Interpretieren selbst lassen sich nicht in actu schriftlich abbilden, sie sind *Vollzugsweisen kritischen Lesens*. Der Kommentar setzt alles das voraus: die Lektüre des Textes im ganzen, die strukturierende Wahrnehmung der Komposition, die Überprüfung verwandter Äußerungen durch Nachschlagen und Vergleichen, die numerische und klassifizierende Feststellung von Termini, Figuren, Metaphern und deren versuchsweise Deutung usw. usw. Die Explikation greift aber, wie unser Beispiel zeigt, über die Textgrenzen hinaus. Zwar hat die zitierte Passage auch einen immanenten Stellenwert, aber ihre intentionale Richtung, ihr Sinn, wird doch erst recht verständlich, wenn man sie zu dem erwähnten literaturpolitischen Faktum in Beziehung setzt. Mit diesem Schritt begibt sich der Leser zu jenen historischen Faktoren, die die Bedingungen bilden, unter denen der Text geschrieben wurde. Im genannten Beispiel sind beileibe nicht alle diese Bedingungen aufgezählt worden, sollte doch nur andeutungsweise gezeigt werden, daß der kritische Leser sich nicht mit einer immanenten Analyse zufrieden gibt. Es ist indessen zu beachten, daß der imaginative Erzähltext nicht *unvermittelt* als historisches Dokument gelesen werden kann: wird er doch mit andern Texten, Kontexten (in diesem Fall mit literaturpolitischen Äußerungen), die über die Bedingungen seiner Genese dokumentarischen Aufschluß geben, in einen korrelativen

Zusammenhang gebracht. Auch die Poetik als Regelkanon imaginativer Texte macht uns darauf aufmerksam, daß die so gekennzeichneten schriftsprachlichen Äußerungen nicht primär in Aktionszusammenhängen aufgehen, sondern daß sie die produktiven Kräfte der Sprache ausbeuten, indem sie Bild-, Sinn- und Strukturzusammenhänge herstellen, die der konkreten Erfahrung *ähnlich*, nicht aber mit ihr identisch sind. (Es steckt darin ein literaturtheoretisches Problem, das selber seine Geschichte hat; denn erst im 18. Jahrhundert löste sich die Poetik von der Rhetorik, dem Regelkanon der pragmatischen Sprachverwendung in Rede und Literatur. Das Problem einer pragmatisch wirksamen Literatur ist seitdem oft besprochen worden und kann an dieser Stelle bloß durch den Hinweis auf die moderne Debatte über die potentielle Wirkung einer *autonomen* oder einer *engagierten* Literatur angedeutet werden.)

An dieser Stelle ist noch einmal ein kritischer Blick auf den Begriff des *Verstehens* zu werfen. In der Geschichte der literarischen Hermeneutik, d. h. der Lehre vom Verstehen poetischen Ausdrucks, hat man die Frage nach dem *Sinn* eines Textes zumeist auf die individuelle Besonderheit seines Urhebers bezogen. Denn man betrachtete das Kunstwerk gleichsam als Abbild des Individuums, das es geschaffen hatte. Damit sollte indessen die Erfahrungswirklichkeit des schöpferischen Subjekts nicht ausgeklammert werden. Vielmehr galt diese Wirklichkeit als gegenwärtig in der Sprache und Form des jeweiligen literarischen Werks, dessen Lektüre mithin dem Leser auch die ganze Erfahrungsfülle seines Autors vor Augen führen sollte. Hinter dieser Auffassung stand die Maxime von der Einheit des Bewußtseins, die aufs Individuum oder auf das als ein Ganzes geltende Kollektiv – z. B. die ‚Nation‘ – bezogen wurde. Eben diese Einheit ist mittlerweile durch die wissenschaftliche Analyse der Genese der Bewußtseinsstrukturen im kollektiven wie individuellen Sinne in Frage gestellt worden. Mit Evidenz konnte sie nachweisen, daß Identität und individuelle Einmaligkeit sich zusammensetzen aus von außen auferlegten Erfahrungsschemata, die in der Sozialisation von Individuen, Gruppen, Klassen wirksam sind. Die Lebensgeschichte des Einzelnen ist deshalb reich an inneren und äußeren Konflikten, und seine Identität geht schließlich als gebrochene Größe daraus hervor, eine Größe, die nur in glücklichen Momenten ihre Balance zwischen Zwängen, Befreiungsversuchen und Krisen zu halten vermag. Wie die kritische Ideologienlehre belegt, ist das in der Geschichte größerer gesellschaftlicher Formationen nicht anders.

Die äußeren Momente aber, die die fragile Einheit jener Individuen

konstituieren und stören, die Bedingungen also, unter denen sie sich ausbilden, unter denen sie existieren und sich dekomponieren, sind nicht eigentlich verstehbar, fehlt doch ein bestimmtes Subjekt hinter ihnen, aus dessen Absicht (Intention) ihr Vorhandensein und ihre Wirksamkeit gedeutet werden könnte. Gewiß gehen die in Institutionen verfestigten Lebensbedingungen und somit auch die Bedingungen der Kunstproduktion wie -rezeption nicht aus unsichtbaren Mächten hervor. Aber sie lassen sich nicht in ihrer Gesamtheit auf diesen oder jenen intentionalen Akt zurückführen. Man hat daher die Methode ihrer Analyse mit dem Begriff des *Erklärens* verbunden, ohne damit jene Kausalerklärung zu meinen, die in den Untersuchungen von Naturprozessen eine wichtige Rolle spielt.<sup>19</sup>

In der literarischen Hermeneutik lassen sich nun fast immer die Autoren der Texte dingfest machen, so daß ein Erklären im angedeuteten Verstande nicht nötig zu sein scheint. Doch haben wir an unseren Interpretationsbeispielen schon gesehen, daß auf Explikationsverfahren nicht verzichtet werden kann, wenn es darum geht, den *Sinn* eines Textes nicht aus einer fragwürdigen Einheit des Autorenbewußtseins zu erschließen, sondern aus den Relationen zu andern Texten, die auch Auskunft geben über die materiellen, sozialen und politischen Bedingungen seiner Entstehung, die dem Autor selber nicht bewußt gewesen sein müssen. Auch hier wird demnach nicht ein Faktum dem andern subsumiert und vielleicht aus einer Kausalbeziehung ‚erklärt‘. Vielmehr *setzt* man, wie es schon in der traditionellen Interpretationslehre hieß, die verschiedenen Ebenen zueinander *in Beziehung*. Dieses relationale Verfahren macht nochmals deutlich, daß das hier gemeinte *Erklären*, die Explikation, als ein wechselseitiges Auslegen begriffen werden muß. Es kennzeichnet mithin den Weg zu einem besseren Verstehen des Textes und zugleich der inneren wie äußeren Bedingungen seiner Genese. *Motivationales Verstehen* ist der Modus, der der Explikation am nächsten steht.

Zu den weiteren Komponenten der *kritischen Lektüre* gehört, wie abschließend noch zu bemerken ist, auch die oft und gern gerühmte ‚Freiheit des Lesers‘. Gewiß lassen sich über Texte, zumal der poetischen Gattung, die widersprüchlichsten Urteile und Meinungen formulieren, aber hier wird Freiheit häufig mit Willkür und Beliebigkeit verwechselt. Kritik muß Gründe vortragen und einsichtige Nachweise liefern. Zudem haben wir festgestellt, daß jeder kommunikative Akt die Anerkennung fremder Intentionen mit einschließt. Das gilt auch für den literarischen Verstehensakt, in dem die Sprache des Lesers und die Spra-

che des Textes sich kreuzen, aber niemals zur völligen Deckung kommen. Jean-Paul Sartre nennt das Lesen „gelenktes Schaffen“, um das Ineinander von Rezeptivität und Produktivität anzudeuten; und Wolfgang Iser hat in einer Reihe akribischer Studien den, wie er sich ausdrückt, „im Text vorgezeichneten Aktcharakter des Lesens“ untersucht.<sup>20</sup> Beide Formulierungen machen bewußt, wie genau der Leser am Text entlang denken muß, will er ein fundiertes Urteil über Struktur, Inhalt und Qualität abgeben. Anders als in der natürlichen Verständigung kann er nicht im lebendigen Wechselspiel von Frage und Antwort den Sinn aufklären, sondern er muß die metakommunikative Ebene selber erst herstellen, indem er das im Text vorgezeichnete Problem durch wiederholtes Lesen geduldig herauschält und mit Hilfe angemessener Kon-Texte zu lösen sucht. Während in der natürlichen Kommunikation die Partner in einer *identischen* Situation stehen, auf die sie ohne Schwierigkeiten ihre Aussagen und Überlegungen beziehen können, besteht in der literarischen Kommunikation eine prinzipielle Distanz zwischen der Situation des Lesers und der des Textes. Während der Lektüre ist sie nur zum Schein aufgehoben, da der Leser den Text unmittelbar vor Augen hat. Aber die Wörter stehen nicht da als Zeichen für empirische Erfahrungen und Tatbestände, deren Existenz sich ohne weiteres überprüfen ließe, und der Erzähler irritiert den Leser, indem er mit Hilfe bestimmter Kunstgriffe die Distanz, je nach Absicht, vergrößert oder verringert: er bietet ihm Identifikationsmarken an, stellt ihm Aufgaben und Fallen. Die Distanz bleibt indessen bestehen, auch wenn sie dem Leser erst wieder bewußt wird, wenn er mit dem Zuklappen des Buches den Schleier der Illusion bzw. Faszination abstreift. Denn die Sprache der imaginativen Literatur schafft *imaginäre Situationen*, deren artifiziellen Charakter die kritische Lektüre aufdecken wird.

Ein besonderes methodologisches Problem ist insofern mit der Tatsache gegeben, daß die Akte des Schreibens wie des Lesens je für sich an verschiedene situative Bedingungen geknüpft sind. Der Leser kann den Text selbstverständlich auf seine eigene Situation *anwenden*, ihn, ohne etwa seine historische Ferne zur Kenntnis zu nehmen, als existentielles Therapeutikum ‚gebrauchen‘. Die kritische Lektüre aber will den Text in seiner – so lautet eine alte hermeneutische Redensart – ‚ursprünglichen‘ Situation verstehen. Nach der traditionellen Verstehenslehre sollte sich der aktuelle Leser in den ursprünglichen Leser, ja in den Autor selber ‚versetzen‘ können, um jene identische Situation herzustellen, die ein ungestörtes *Gespräch* zuläßt. Wir wissen aber, daß die Differenz zwischen beiden Situationen sich nur im übertragenen Sinne



aufheben läßt, nämlich im Vollzug einer kritischen Revision jener Interpretationsgeschichte, die die stilbildenden Werke der Literatur auf kanonische Werte bezog, die jenseits der Geschichte liegen sollten. Aber auch die mit der kritischen Lektüre verbundenen positiven Studien, Analysen und Sinnexegesen entbinden den geschulten Leser nicht von seiner historischen Situation. Sie machen ihm vielmehr die Distanz zwischen der historisch fremden und der eigenen Situation bewußt, zumal wenn er versucht, die Gründe der *Applikation*, der Anwendung eines bestimmten Textes auf Fragen von *aktuellem Interesse*, offen darzulegen. Auch die Wahl des Untersuchungsaspekts, in die die vorwissenschaftlichen Voraussetzungen der jeweiligen Fragestellung eingehen, unterliegt insofern einem Legitimationszwang. Will der kritische Leser mit der Rolle des reflektierten Mitspielers ernst machen, so wird er sich daher selber in jener *hermeneutischen Situation* begreifen müssen, die durch die permanente Selbstkorrektur der eigenen sprachlichen und sachlichen Voraussetzungen und durch das Einrücken der historischen Forschungsobjekte in distanzierte Sinnzusammenhänge gekennzeichnet ist. In der Darstellung dieser Zusammenhänge wird er auch den Horizont explizieren, dem er selber mit seinen Interessen und bildungsgeschichtlich eingespielten Vorurteilen angehört.

Die semantische Virtualität der in den imaginativen Texten zur Sprache gebrachten Situationen und Erfahrungen hingegen, die ein Resultat ihrer *gespielten*, mit der kohärenten ästhetischen Form zusammenfallenden Situationsunabhängigkeit ist, hält sie über den gegebenen Horizont der empirischen Leser hinaus offen für die mit der Gesellschaftsgeschichte sich ändernden Gesichtspunkte und Fragen. Dem „conflit des sens“, aus dem nach einer These Pierre Machereys die literarischen Werke entspringen<sup>21</sup>, entspricht auf der Ebene der Rezeption ein „Konflikt der Interpretationen“ (Paul Ricœur), der zwar oft beklagt wird, der aber von der hermeneutischen Tätigkeit ebenso wenig zu trennen ist, wie die Widerspruchsfähigkeit von der kommunikativen Kompetenz. Dieses Problem läßt sich adäquat nicht allein mit Hilfe geisteswissenschaftlicher Erklärungsversuche fassen. Denn jede „community of discourse“ kommt mit einem Handlungssystem zur Deckung, in dem zusammen mit dem sozialen Rollenspiel auch bestimmte *Erwartungshaltungen* gegenüber Literatur und Kunst eingeübt werden. Die ‚Freiheit‘ des Lesers ist mithin durch die in seiner Gruppe geltenden Maßstäbe der Wertung und des Urteils, sowie durch den von ihr zugelassenen und geförderten Kompetenzspielraum bedingt. Variation und Widersprüchlichkeit in den Urteilen über Literatur haben in diesen

Verhältnissen ihren transzendentalen Grund. Will die Literaturwissenschaft die Lehrbarkeit ihrer Rezeptions- und Analyseverfahren überzeugend fundieren und sich die methodische Aufklärung der genannten Voraussetzungen zum Ziel setzen, so wird sie daher stärker als bisher die Zusammenarbeit mit Sozialpsychologie und Kommunikationsforschung suchen müssen.

## 6 Heuristik

Einer Wörterbuchdefinition zufolge ist die Heuristik eine Kunst, in methodischer Weise das Denken auf neue Wege der Einsicht und der Erkenntnis zu setzen. Dieses Kunstmäßige, dessen Gegenstück das Systematische bildet, teilt sie mit der Hermeneutik, die man als Kunstlehre des Verstehens schon früh von der Logik, der Systemlehre des Denkens in Begriffen, unterschieden hat. Heuristische Verfahren gehören darüber hinaus zur applikativen Seite der literarischen Hermeneutik, zur Interpretation und Sinnexplikation. Denn jedes interpretative Verfahren hat seine vorläufigen Schritte, Annahmen und vorgreifenden Urteile, die im Verlauf der weiteren Arbeit am Text und in der Anschließung an Kontexte ihre Angemessenheit unter Beweis stellen müssen. Hier hängt alles davon ab, den richtigen Weg von der probabilistischen Annahme zur Evidenz zu finden.

Als heuristische Hilfsmittel sind die beiden folgenden Tabellen gedacht. Sie wollen einen Überblick geben und insofern eher an gegebene Einteilungen erinnern als auf neue vorausweisen. Betrachtet der Leser die Eintragungen und Begriffe nicht als starre Schemata, sondern experimentiert mit ihnen wie mit variierbaren Bausteinen, so mögen sie ihre heuristische Funktion erfüllen.

*Tabelle I*

	Analytisches Verfahren	Hermeneutisches Verfahren
Forscherrolle:	distanzierter Beobachter	reflektierter Mitspieler
Denkform:	Systemdenken	Problemdenken
Begriffsbildung:	normativ (konstruierend)	reflexiv (rekonstruierend)
Aussageform:	deskriptive und erklärende Sätze	narrative und interpretierende Sätze
Wissensform:	Gesetzeswissen	Reflexions- und Überlieferungswissen

Die beiden genannten Verfahren sind nicht einander entgegengesetzt. Sie stehen vielmehr in einem Verhältnis gegenseitiger Ergänzung. In der hier vorgeführten Unterscheidung beziehen sie sich auf ihre Idealtypen. In der Praxis hingegen wird man sie kaum in aller Strenge getrennt vorfinden; hier stehen z. B. erklärende Sätze (vom Typus: „wenn... dann...“) meist in enger Nachbarschaft mit narrativen Aussageformen (vom Typus: „als A... hat X...“).

Tabelle II

Textbezug	Arbeitsgebiet	Gegenstand	Ziel
Textwahl	<i>Philologie</i>	Fassungen, krit. Editionen, Textüberlieferung	Authentizität des Textes
Zugehörigkeit des Textes zu best. Sprachstufe	<i>Sprachwissenschaft</i>	Syntax und Wortschatz	Nachkonstruktion der hist. Grammatik
immanente Analyse	<i>Formale Ästhetik</i>	Struktureigenschaften, Kompositionsprinzipien	Konstruktion der Gesetze des „Literarischen“
Untersuchung der Intention	<i>Literaturtheorie / Poetik</i> <i>Literaturgeschichte</i> <i>Literatursoziologie / Sozialgeschichte der Literatur</i>	textimmanente Aussagen; Œuvre; Autorenkommentar etc.	Einsicht in das Selbstverständnis des Autors / der literarischen Gruppe
Vergleich mit lit. Mustern		Formen und Stoffe; Gattungen etc.	Stellung im literarischen Traditionszusammenhang
Vergleich mit sozialem Kontext		Publikum, Markt, Vertrieb; ideologiekritische Inhaltsanalyse	Stellung in der zeitgenössischen Lebenswelt
Bedingungen der Rezeption	<i>Wirkungs- und Funktionsgeschichte</i> (Kommunikationsforschung)	literarische Gruppen; akademische und freie Kritik; Lesepublikum allgemein	Aufklärung der Verstehens- traditionen und Applikationsmechanismen

Die Einteilung der Arbeitsgebiete folgt in etwa der Arbeitsteilung, wie sie sich im Laufe der Wissenschaftsgeschichte herausgebildet hat. Soll sie sinnvoll sein, so muß sie auch dazu berechtigen, ihre Leistungen und Funktionsbereiche im einzelnen zu benennen. Die Tabelle enthält einen relativ grob angelegten Gliederungsversuch, der davon ausgeht, daß die aufgezählten Gebiete je für sich bereits mehr oder weniger gut begründete Methodenaggregate entwickelt haben und zusammen einen ziemlich umfassenden Bereich möglicher Textbezüge decken. Auch hier gilt: Die Kästchen bedeuten nicht eine Aufsplitterung in unverbundene Fächer, sie bilden eher die Maschen eines Netzes, in dem jeder geschriebene Text Platz findet.

## ANMERKUNGEN

1. Vgl. Aufsatz des Vf.: Begriffsbildung in der Literaturwissenschaft – Beobachtungen zum Wandel der ‚semantischen Orientierung‘, in: DVjs, Jg. 45 (1971), S. 397–433.

2. Nach K. Bühler, Sprachtheorie – Die Darstellungsfunktion der Sprache, 1934, S. 79 ff. – Zur hier verwendeten Terminologie vgl. auch U. Maas/D. Wunderlich, Pragmatik und sprachliches Handeln, Frankfurt 1972.

3. J. R. Searle, Sprechakte – Ein sprachphilosophischer Essay, Frankfurt 1971.

4. Zuletzt: A Sociolinguistic Approach to Socialisation; with some Reference to Educability, in: J. J. Gumperz/D. Hymes, Directions in Sociolinguistics. The Ethnography of Communication, New York 1972, S. 465 ff. Vgl. auch: B. Bernstein, Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düss. 1972. Zur Funktion der „sozialen Topik“ vgl. O. Negt, Soziologische Phantasie und exemplarisches Lernen, Frankfurt 1971.

5. J. Habermas/N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt 1971, S. 114 ff.

6. A. Schaff, Essays über die Philosophie der Sprache, Wien 1968, S. 27.

7. „Verständigung“ steht hier mithin nicht nur für die geglückte Vereinbarung von Bedeutungsregeln, sondern fordert ausdrücklich die Untersuchung jener Umstände und Motive heraus, die für Scheitern, Mißlingen, Dissens usw. in Kommunikationsprozessen verantwortlich sind. In dieser Bedeutung erfüllt der Begriff, nach einer Bemerkung G. Radnitzkys, die Funktion eines „operative regulative principle for human sciences“. (Continental Schools of Metascience. The Metascience of the Human Sciences based upon the „Hermeneutic-Dialectic“ School of Philosophy, Göteborg 1968, S. 171).

8. J. M. Lotman, etwa in seinen Untersuchungen über *Die Struktur literarischer Texte* (München 1972), ruft alle genannten Bereiche zuhulfe.

9. E. Coseriu, Thesen zum Thema ‚Sprache und Dichtung‘, in: Beiträge zur Textlinguistik, hg. v. W.-D. Stempel, München 1971, S. 183 f.

10. Vgl. das Material bei R. Escarpit, La définition du terme „littérature“, in: Escarpit et al., Le littéraire et le social. Éléments pour une sociologie de la littérature, Paris 1970, S. 259 ff.

11. Erkenntnis und Interesse, Frankfurt 1968, S. 227.
12. J. J. Katz, Philosophie der Sprache, Frankfurt 1969, S. 109.
13. J. M. Lotman, Die Struktur, S. 87.
14. T. Todorov, Les catégories du récit littéraire, in: Communication 8, 1966, S. 125 ff.
15. J. Wach, Das Verstehen – Grundzüge einer Geschichte der hermeneutischen Theorie im 19. Jahrhundert, Tübingen 1926–33, Bd. 1, S. 1.
16. J.-P. Sartre, Kritik der dialektischen Vernunft, Bd. 1: Theorie der gesellschaftlichen Praxis, Reinbek b. Hamb. 1967, S. 77 ff.
17. Vgl. dazu K.-O. Apel, Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik – Entwurf einer Wissenschaftslehre in erkenntnisanthropologischer Sicht, in: Wiener Jahrbuch für Philosophie 1, 1968, S. 15–45; wieder abgedr. in: Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt 1971.
18. Zum folgenden vgl. W. Emrich, Symbolinterpretation und Mythenforschung – Möglichkeiten und Grenzen eines neuen Goetheverständnisses, in: Euphorion, 47, 1953, S. 38–67.
19. J.-P. Sartre unterscheidet in den einleitenden methodologischen Überlegungen seiner *Critique de la raison dialectique* (Paris 1960) zwischen „comprehension“ und „intellection“, wobei dieses einen Modus von jenem darstellt. Beide Begriffe sind auf *Praxis* bezogen als auf das, was dem Verstehen zugänglich ist im Unterschied zu den Gegenständen der Natur. Während das Verfahren der „comprehension“ die intentionalen Akte enthüllen soll, richtet „intellection“ sich auf „libres actions vagabondes et sans auteur“ (a. a. O. 161).
20. J.-P. Sartre, Was ist Literatur?, Reinbek b. Hamb. 1964, S. 29; W. Iser, Der implizite Leser, München 1972, S. 9.
21. P. Macherey, Pour une théorie de la production littéraire, Paris 1971, S. 98.